

The Project Gutenberg EBook of Fabeln und Erzaehlungen
by Christian Fuerchtegott Gellert

Copyright laws are changing all over the world. Be sure to check the
copyright laws for your country before downloading or redistributing
this or any other Project Gutenberg eBook.

This header should be the first thing seen when viewing this Project
Gutenberg file. Please do not remove it. Do not change or edit the
header without written permission.

Please read the "legal small print," and other information about the
eBook and Project Gutenberg at the bottom of this file. Included is
important information about your specific rights and restrictions in
how the file may be used. You can also find out about how to make a
donation to Project Gutenberg, and how to get involved.

Welcome To The World of Free Plain Vanilla Electronic Texts

eBooks Readable By Both Humans and By Computers, Since 1971

*****These eBooks Were Prepared By Thousands of Volunteers!*****

Title: Fabeln und Erzaehlungen

Author: Christian Fuerchtegott Gellert

Release Date: November, 2005 [EBook #9335]
[Yes, we are more than one year ahead of schedule]
[This file was first posted on September 24, 2003]

Edition: 10

Language: German

Character set encoding: ASCII

*** START OF THE PROJECT GUTENBERG EBOOK FABELN UND ERZAEHLUNGEN ***

Produced by Delphine Lettau; the book content was graciously
contributed by the Gutenberg Projekt-DE

Dieses Buch wurde uns freundlicherweise vom "Gutenberg Projekt-DE"
zur Verfuegung gestellt. Das Projekt ist unter der Internet-Adresse
<http://gutenberg.spiegel.de/> erreichbar.

Fabeln und Erzählungen

Christian Furchtegott Gellert

Inhalt (Alphabetisch sortiert):

Alcest
Amynt
Calliste
Chloris
Cleant
Cotill
Damokles
Damoetas und Phyllis
Das Fuellen
Das Gespenst
Das Heupferd, oder der Grashuepfer
Das Hospital
Das junge Maedchen
Das Kartenhaus
Das Kutschpferd
Das Land der Hinkenden
Das neue Ehepaar
Das Pferd und der Esel
Das Pferd und die Bremse
Das Schicksal
Das Testament
Das Unglueck der Weiber
Das Vermaechtnis
Der Affe
Der arme Greis
Der arme Schiffer
Der Arme und der Reiche
Der baronisierte Buerger
Der Bauer und sein Sohn
Der beherzte Entschluss
Der betruebte Witwer
Der Bettler
Der Blinde und der Lahme
Der erhoerte Liebhaber
Der Freier
Der Freigeist
Der Fuchs und die Elster
Der gluecklich gewordene Ehemann
Der glueckliche Dichter
Der Greis
Der gruene Esel

Der gute Rat
Der guetige Besuch
Der Hund
Der junge Drescher
Der junge Gelehrte
Der junge Prinz
Der Juengling
Der Kandidat
Der Knabe
Der Kranke
Der Kuckuck
Der Luegner
Der Maler
Der Polyhistor
Der Prozess
Der Reisende
Der Schatz
Der Selbstmord
Der sterbende Vater
Der suesse Traum
Der Tanzbaer
Der Tartarfuerst
Der Tod der Fliege und der Muecke
Der unsterbliche Autor
Der Wuchrer
Der wunderbare Traum
Der zaertliche Mann
Der Zeisig
Die Bauern und der Amtmann
Die beiden Hunde
Die beiden Knaben
Die beiden Maedchen
Die beiden Schwalben
Die beiden Waechter
Die Betschwester
Die Biene und die Henne
Die Ente
Die Fliege
Die Frau und der Geist
Die Geschichte von dem Hute
Die glueckliche Ehe
Die Guttat
Die junge Ente
Die kranke Frau
Die Missgeburt
Die Nachtigall und der Kuckuck
Die Nachtigall und die Lerche
Die Reise
Die schlaunen Maedchen
Die Spinne
Die Verschwiegenheit
Die Widersprecherin
Die zaertliche Frau

Elpin
Emil
Epiktet
Erast
Herodes und Herodias
Inkle und Yariko
Lisette
Monime
Philinde
Selinde
Semnon und das Orakel
Till

Alcest

Alcest, den mancher Kummer drueckte,
Der, weil er sich nicht zu dem Laster schickte,
Noch sich vor reichen Toren bueckte,
Bei Fleiss und Kunst sich elend sah,
Stund neulich traurig auf. Freund, geht dir dies nicht nah,
Dass viele Kluge darben muessen,
Bloss weil sie mehr als andre wissen,
Und, zu Betrug und List zu blind,
Zu gross zu Prahlerei und Wind,
Nicht knechtisch gnug zu Schmeichlern sind?
O Freund, bedaure doch Alcesten,
Ihn, den itzt schwere Sorgen pressten;
Ihn, der von einem Buch beschaemt zum andern schlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der sich laut durch manchen Trostgrund lehrte,
Und doch sein Herz viel lauter seufzen hoerte;
Der herzhaft zu sich selber sprach:
Gott lebt, Gott herrscht und hoert dein Ach;
Er hoert, so gross er ist, der jungen Raben Flehen;
Drum ist er nicht zu gross, auch dir mit beizustehen;
Und der, indem er dieses sprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dirs kuenftig gehen?

Der beste Trostgrund blieb noch schwach;
Denn Welch bekuemmert Herz besiegt man gleich mit Gruenden?
Es fuehlt der starken Gruende Kraft,
Und flieht zurueck in seine Leidenschaft,
Um jener Macht nicht zu empfinden.
Alcest beschloss zu seinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht gesehn.
Er, sprach er, ist es wert, und fing schon an zu gehn,
Dass ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm teile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,

Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht.

Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,
In Hoffnung schneller geht, und hoffend seine Schmerzen
Nicht fuehlt, noch merkt, wie sehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In diesem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfassen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe schnell hinauf.
Der Vorsaal wimmelte von Leuten,
Alcest erschrickt. "Gott! was soll das bedeuten?"
Er tritt herein; und seht, man bahrt den Damon auf.

Er kehrte von dem toten Freunde
Nach einem letzten Kuss zurueck.
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, sprach er, will ich mich denn quaelen?
Kann mich der Tod so bald entseelen,
Was nuetzt mir alles Glueck der Welt?
Um froh zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhaelt,
Wird mir, soviel ich brauche, geben.
Ihm wert zu sein, der Tugend nachzustreben,
Dies sei mein Kummer auf der Welt!

Amynt

Amynt, der sich in grosser Not befand,
Und, wenn er nicht die Huette meiden wollte,
Die hart verpfaendet war, zehn Taler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch dieses Mal sein Herz vor ihm nicht zu verschliessen;
Und ihm zehn Taler vorzuschliessen.
Der Reiche ging des Armen Bitten ein.
Denn gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er liess ihm Zeit, erst Traenen zu vergiessen;
Er liess ihn lange trostlos stehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweimal nach der Tuere gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armut vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge boeser Schuldner auf,
Und fuhr ihn, denn dafuer war er ein reicher Mann,
Bei jeder Post gebietrisch schnaubend an.

Dann fing er an sich zu entschliessen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Prozent zehn Taler vorzuschliessen,
Und dies Prozent zog er gleich ab.
Indem dass noch der Reiche zaehlte:
So trat sein Handwerksmann herein
Und bat, weils ihm an Gelde fehlte,
Er sollte doch so guetig sein
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
"Ihr kriegt itzt nichts!" fuhr ihn der Schuldherr an;
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten Malen,
Ihm die paar Taler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehenblieb,
Fuhr endlich auf: "Geht fort, Ihr Schelm, Ihr Dieb!"
"Ein Schelm? Dies waere mir nicht lieb.
Ich werde gehn und Sie verklagen;
Amynt dort hats gehoert."--Und eilends ging der Mann.

"Amynt!" fing drauf der Wuchrer an,
"Wenn sie Euch vor Gerichte fragen:
So koennt Ihr ja mir zu Gefallen sagen,
Ihr haettet nichts gehoert. Ich will auch dankbar sein;
Und Euch, statt zehn, gleich zwanzig Taler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathaus abzubitten,
Dies wuerde mir ein ewger Vorwurf sein.
Kurz, wollet Ihr mich nicht, als ein Zeuge, kraenken:
So will ich Euch die zwanzig Taler schenken:
So kommt Ihr gleich aus aller Eurer Not."

"Herr", sprach Amynt, "ich habe seit zween Tagen
Fuer meine Kinder nicht satt Brot.
Sie werden ueber Hunger klagen,
Sobald sie mich nur wiedersehn.
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Huette jagen;
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht Euer Geld, das Ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu sein."

Calliste

O Leser! stelle dir mit zaertlichem Gemueete
Einmal die groesste Schoenheit vor,
Auf deren Stirn der Fruehling laechelnd bluehte,
Um deren Herz sich laengst ein edelmuetig Chor
Entzueckter Juenglinge bemuehte,
Die stell itzt deinem Geiste dar,

Und fuehl es recht, wie schoen sie war.
Die, deren Schicksal ich erzaehle,
Calliste, gross durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Liess, weil sie sich nicht wohl befand,
Und weil der Doktor ihr den Aderlass befohlen,
Des Koenigs ersten Wundarzt holen.

Er, dieser so beruehmte Mann,
Der schmachtend ingeheim Callistens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein groesser Glueck verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an.
Er kam. O waer er nie gekommen!
Er nimmt den weissen Arm, und streift ihn aengstlich auf,
Und forscht, von Lieb und Ahndung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und streift in trunkner Angst den Arm noch vielmal auf.

Callistens Freundin sieht ihn zagen,
Und sagts ihr (heimlich sagt sies ihr).
"O", spricht sie: "Lassen Sie den Herrn nur ruhig schlagen,
Und schlug er zweimal fehl: so werd ich doch nichts sagen,
Ich weiss, er meint es gut mit mir."
Der Arzt sprach noch: "Das wollen wir nicht hoffen!"
Und schlug, und rief: "O unglueckselger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen!"
Und taumelte, bis er daniederlag.

Sie, noch fuer den besorgt (kann man was Edlers denken?),
Der so gefaehrlich sie verletzt,
Verbot ihm oft, sich nicht um sie zu kraenken,
Und blieb zween Tage lang bei allem Schmerz gesetzt.
Doch dies war nur geringes Leiden.
Die Aerzte sahn nunmehr die toedliche Gefahr,
Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzuschneiden,
Weil sonst keine Rettung war.
Und ohne sich darueber zu beklagen,
Reicht sie den Arm, den schoenen Arm, schon dar,
Und bittet nur, den ja um Rat zu fragen,
Der schuld an diesem Unglueck war.

So ward der Schoenen denn das Leben
Fuer den Verlust des Arms gegeben?
So war das Leben denn fuer so viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doktor an, sein Schrecken sagt dirs schon.
Er sieht den Brand, und spricht mit bangem Ton:
"Sie koennen laenger nicht, als noch drei Tage leben!"

O Gott, wie kurz ist diese Frist!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen ist!

Auch hier blieb noch das grosse Herz gelassen.
"So", sprach sie, "sterb ich denn? Wohlan! Er ist nicht schuld,

Er wuerde gern fuer mich erblassen.
Gott hats verhaengt; Gott ehr ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu sterben"
(Der Wundarzt trat indem herein);
"Sie aber", fuhr sie fort, "setz ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Guetern ein,
Sie moechten sonst ungluecklich sein."
Sie sprachs, und schlieff grossmuetig ein.

Chloris

Aus Eifersucht des Lebens satt,
Warf Chloris sich betruebt auf ihre Lagerstatt;
Und ihren Buhler recht zu kraenken,
Der einen Blick nach Sylvien getan,
Rief sie die Venus bruenstig an,
Ihr einen leichten Tod zu schenken.
Vielleicht war dies Gebet so eifrig nicht gemeint.
Verliebt und jung zu sein, und um den Tod zu flehen,
Wem dies nicht widersprechend scheint,
Der muss die Liebe schlecht verstehen.

Doch mitten in der groessten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und ploetzlich hoert sie auf zu beten,
Und wuenscht nicht mehr entseelt zu sein.
Er sagt ihr tausend Schmeicheleien,
Er seufzt, er fleht, er schwuert, er kuesst.
O Chloris! lass dichs nicht gereuen,
Dass du noch nicht gestorben bist;
Dein Damon schwuert, dich ewig treu zu lieben,
Wie koenntest du ihn doch durch deinen Tod betrueben!

Der meisten Schoenen Zorn gleicht ihrer Zaertlichkeit,
Sie dauern beide kurze Zeit:
Und Chloris liess sich bald versoehnt von dem umfangen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses wuerdig fand.
Sie klofft ihn auf die braunen Wangen,
Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.

Doch schnell erstarren ihre Haende.
Wie, Venus! Naehert sich ihr Ende?
Sie faellt in sanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;
Zu Fluegeln werden ihre Haende;
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn ueberziehn die Haut.
Ists moeglich, dass ich dieses glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.

Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schoene fliegen.
Sie fliegt ihm dreimal ums Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuss vergnuegen.
Worzu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch, als Taube, noch zu lieben.

Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waschfass hin, tut, was sie sonst getan;
Faengt Hals und Brust zu baden an.
Wie schoen hoer ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht!
Sie hat, als Chloris, schon oft ueber nichts gelacht.

Itzt naht sie sich dem grossen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich geuebt,
Besieht den weissen Hals, bewundert ihre Fluegel,
Und faengt schon an, in sich verliebt,
Mit juengferlichem Stolz sich kostbar zu gebaerden.
Ach Goetter! ruft ihr Freund betruebt,
Lasst diese Taube doch zur Chloris wieder werden.

Umsonst, spricht Venus, ist dein Flehn;
Zur Taube schicket sie sich schoen,
Und niemals werd ich ihr die Menschheit wiedergeben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich stets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.

O wenn sich nur die Goettin nicht entschliesst,
Die Schoenen alle zu verwandeln,
Die ebenso, wie Chloris, handeln!
Man sagt, dass sie es willens ist.
Ach, Goettin, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und frueh auf seiner Brust ein Taeubchen sitzen sehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
O liebe Venus, tu es nicht!

Cleant

Cleant, ein lieber Advokat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebuehrte,
Der Unterdrueckten Sache fuehrte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad

Durch seinen Witz losprozessierte,
Half, weil man ihn um seinen Beistand bat,
Die Unschuld zweener Diebe retten,
Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da sieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht tun!
Denn waer er nicht so treu die Sache durchgegangen:
So haette man das arme Paar,
Das seiner Tat fast ueberwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen.
Itzt waren sie nun beide frei,
Und dankten ihrem Advokaten
Auf ihren Knien fuer seine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebuehren taten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit geruehrt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidiert,
Noch einen Beutel mit Dukaten;
Und schwuren ihm bei ihrer Ehrlichkeit,
Wenn bessre Zeiten kommen sollten,
Dass sie fuer diesen Dienst, durch den er sie befreit,
Ihn reichlicher belohnen wollten.

Allein die Nacht war vor der Tuer.
Sie sahn nun, dass sie nicht nach Hause kommen koennten;
Drum gab der Advokat den redlichen Klienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil sie so gut bezahlet hatten.
Dies kam den Herren gut zustatten;
Denn sie bedienten sich der Nacht,
Und knebelten den lieben Wirt im Bette,
Und stahlen das, was sie gebracht,
Und suchten fleissig nach, ob er nichts weiter haette.
Drauf gingen sie zu ihm vors Bette,
Und nahmen hoeflich gute Nacht.

Cotill

Cotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wusste, was er machen sollte,
Und doch nicht muessig bleiben wollte;
Denn muessig gehn, wenn mans nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte;
Cotill ging also vor die Stadt,
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er ging, und schlug im Gehen oft ein Rad.
"O", schrie man, "seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!

Er macht die Haende gar zu Fuessen.
Ihr Kinder, zischt den Narren aus!"
Allein Cotill liess sich dies alles nicht verdruessen.
Kurz, es gefiel ihm so, er ging vors Tor hinaus.
Man mochte, was man wollte, sagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.
"Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!"
Fing endlich einer an zu fluchen.
"Ich moecht es doch bald selbst versuchen."
Er sagt es kaum, als ers schon tat.
"Nun", sprach er, "seh ich wohl, wieviel man Vorteil hat.
Es ist ganz huebsch um so ein Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte.
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat."
Den Tag darauf kam schon der dritte,
Und tat es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In kurzem sprach man schon gelinder;
Man fragte stark nach dem Erfinder,
Und lobt ihn endlich oeffentlich.

Nimm alles vor, es sei so toll es will.
Heiss anfangs naerrisch wie Cotill;
Dein Beifall ist drum nicht verloren.
Sei nur beherzt, und spare keinen Fleiss,
Ein Tor findt allemal noch einen groessern Toren,
Der seinen Wert zu schaeetzen weiss.

Damokles

Gaubt nicht, dass bei dem grossten Gluecke
Ein Wuetrich jemals gluecklich ist.
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht geniesst.
Bei aller Herrlichkeit stoert ihn des Todes Schrecken,
Und laesst ihn nichts, als teures Elend, schmecken.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens gluecklich pries,
Und aus dem Glanz der aeusserlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluss an Volk und Gold erwies,
Dass sein Tyrann unendlich gluecklich waere;
Als dies Damokles einst getan;
Fing Dionys zu diesem Schmeichler an:
"So sehr mein Glueck dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie wuerde dichs erfreun!

Willst du einmal an meiner Stelle sein?"
"Von Herzen gern!" faellt ihm Damokles ein.
Ein goldner Stuhl wird schnell fuer ihn herbeigebracht.
Er sitzt, und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen groesste Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Waende,
Gold schmueckt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Haende,
Des hohen Winkes wert zu sein.
Ein Wort! so fliegt die Menge schoener Knaben,
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollstreckt zu haben.

Von Wollust suess berauscht, von Herrlichkeit entzueckt,
Schaetzt sich Damokles fuer beglueckt.
"O Hoheit!" ruft er aus, "koennt ich dich ewig schmecken!"
Doch ach! was nimmt er ploetzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke haengt, erfuehlt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah ueber seinem Haupte schweben.
Der Glueckliche faengt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hoert nicht mehr der Saenger sanfte Weisen.
"Ach!" faengt er zitternd an zu schrein,
"Lass mich, o Dionys, nicht laenger gluecklich sein!"

Damoetas und Phyllis

Damoetas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte seine Zaertlichkeit
Nicht einen Kuss von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Mueh;
Doch seine Sproede hoert ihn nie.
Er sprach: "Zwei Baender geb ich dir.
Auch soll kein Warten mich verdruessen,
Versprich nur, schoene Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu kuessen."
Sie sieht sie an, er hofft sein Glueck,
Sie lobt sie, und gibt sie zurueck.

Er bot ein Lamm, noch zwei darauf,
Dann zehn, dann alle seine Herden.
So viel? Dies ist ein teurer Kauf.
Nun wird sie doch gewonnen werden.
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;

Mit finstrer Stirne sprach sie: "Nein!"

"Wie?" rief Damoetas ganz erhitzt,
"So willst du ewig widerstreben?
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuss zu geben."
"O!" rief sie, "fuerchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafuer."

Die Sproede lacht; der Schaefer geht,
Schleicht ungekuesst zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damoet
Bei seinen Herden eingeschlafen;
Er schlief, und im Voruebergehn
Blieb Phyllis bei dem Schaefer stehn.

Wie rot, spricht Phyllis, ist sein Mund!
Bald duerft ich mich zu was entschliessen.
O taete nicht sein boeser Hund,
Ich muesste diesen Schaefer kuessen.
Sie geht, doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.

Sie sieht sich dreimal schuechtern um,
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis dass sie, ganz verzagt,
Sich noch zween Schritte naeher wagt.

Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein sie kann sich nicht entschliessen;
Doch nein, itzt bueckt sie sich geschwind,
Und wagts, Damoeten sanft zu kuessen.
Sie gibt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurueck.

Wie suesse muss ein Kuss nicht sein!
Denn Phyllis koemmt noch einmal wieder,
Scheint minder sich, als erst, zu scheun,
Und laesst sich bei dem Schaefer nieder;
Sie kuesst, und nimmt sich nicht in acht;
Sie kuesst ihn, und Damoet erwacht.

"O!" fing Damoet halb schlafend an,
"Missgoennst du mir die sanfte Stunde?"
"Dir", sprach sie, "hab ich nichts getan,
Ich spielte nur mit deinem Hunde;
Und ueberhaupt, es steht nicht fein,
Ein Schaefer und stets schlaefrig sein.

Jedoch, was gibst du mir, Damoet?
So sollst du mich zum Scherze kuessen."

"Nun", sprach der Schaefer, "ists zu spaet,
Du wirst an mich bezahlen muessen."
Drauf gab die gute Schaeferin
Um einen Kuss zehn Kuesse hin.

Das Fuellen

Ein Fuellen, das die schwere Buerde
Des stolzen Reuters nie gefuehlt,
Den blanken Zaum fuer eine Wuerde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dies Fuellen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wuenschte, bald ein Ross zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reuter schmueckt.
Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glueck, das sie zu wuenschen pflegt!
Das Reutzeug, die gewuenschte Zierde,
Wird diesem Fuellen aufgelegt.
Man fuehrt es streichelnd hin und wider,
Dass es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Fuellen auf und nieder,
Und stolz gefaellt sich selber wohl.

Es kam mit praechtigen Gebaerden
Zurueck in den verlassnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glueck bekannt.
Ach! sprach es zu dem naechsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein roter Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Maehnen stolz hinan.

Allein wie gings am andern Tage?
Das Fuellen kam betruebt zurueck,
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glueck!
Zwar dient der Zaum mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sklaverei erdacht.

Was wuenscht man sich bei jungen Tagen?
Ein Glueck, das in die Augen faellt;
Das Glueck, ein praechtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spaet erhaelt.
Man eilt vergnuegt, es zu erreichen,

Und, seiner Freiheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen,
Und desto tieferer Sklaverei.

Das Gespenst

Ein Hauswirt, wie man mir erzählet,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er liess, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weissen Tuch,
Ihm alle Naechte den Besuch.
Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirt, der bei der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und liess sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirt, doch ihm sehr wohl gefiel.

Der Geist, den nur der Wirt, doch nicht der Dichter sah,
Erschien, und hoerte zu; es fing ihn an zu schauern;
Er konnt es laenger nicht, als einen Auftritt, dauern:
Denn, eh der andre kam, so war er nicht mehr da.
Der Wirt, von Hoffnung eingenommen,
Liess gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las, der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirt bei sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unser Wirt allein.
Sobald es zwoelfe schlug, liess das Gespenst sich blicken.
Johann! fing drauf der Wirt gewaltig an zu schrein,
Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Guete sein,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.
Der Geist erschrak, und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weisse Geist verschwand,
Und liess sich niemals wieder sehen.

Ein jeder, der dies Wunder liest,
Zieh sich daraus die gute Lehre,
Dass kein Gedicht so elend ist,
Dass nicht zu etwas nuetzlich waere.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut!
So kann uns dies zum grossen Troste dienen.

Gesetzt, dass sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen:
So wird, um sich von allen zu befrein,
An Versen doch kein Mangel sein.

Das Heupferd, oder der Grashuepfer

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebaeumt, und schlecht bespannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.
Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmals wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bei diesem schweren Wagen.

Ein Heupferd, das bei der Gefahr
Zuoberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und sprach mit Lachen:
"Ich wills dem Viehe leichter machen."

Drauf ward der Wagen fortgerueckt.
"Ei", rief das Heupferd ganz entzueckt,
"Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken;
Fahr fort! den Dank will ich dir schenken."

Das Hospital

Elmire war zur Witwe worden,
Und nahm sich vor, nicht mehr zu frein.
Allein sie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich daechte doch, sie koennte wieder frein.
Der Witwenstand ist ein betruebter Orden.
Elmire sahs und schritt zur zweiten Wahl.
Allein sie war das erste Mal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider sind die Zeiten so betruebt,
Dass es viel boese Maenner gibt.
Elmire tat daher ein feierlich Geluebd,
Indem sie sich zur zweiten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glueckte,
Ein Hospital fuer fromme Maenner baun;
Denn sie war reich. Und kurz, sie liess sich wieder traun.
O welche Lust erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebster Mann!

Fromm wie ein Kind, gefaellig wie die Freude,
Und der auf nichts, als ihr Vergnuegen sann.
Wie haette sie sich ihn denn besser wuenschen moegen?

Sie liess geschwind den Grund zum Hospitale legen.
Vier Wochen strichen hin. Nun war der Grund gelegt.
Und bald wird man das erste Stockwerk sehen;
Doch nein, Elmire koemmt, und heisst, vom Zorn bewegt,
Die Maeurer auseinandergehen.
Wie! Sollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
Das kann nicht moeglich sein, sie sind ja kaum getraut.
Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.
Und ungefaehr nach einem halben Jahre
Lag dieser Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!

Die Frau schwuert Stein und Bein,
Ihr lebelang nicht mehr zu frein;
Und doch war sie nach zweiundfunfzig Wochen
(Der Bau muss ja vollendet sein!)
Bereits das dritte Mal versprochen.

O, das war erst ein wuerdiger Gemahl!
Verstaendig, zaertlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener mild befahl;
Die Blicke seiner Frau erfuellt er als Befehle.
Kurz, beide waren recht ein Herz und eine Seele.

Die gute Frau! Ich goenn ihr diesen Mann.
Allein sie wollte doch nicht trauen.
Sie fing nicht gleich, wie ehemals, an zu bauen.
Ich lobe sie darum, und haett es selbst getan.
Der Henker mag den Maennern trauen,
Wenn man so leicht zweimal sich irren kann.

Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch so liebenswert,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein seufzend Ja sein zaertlich Herz erklaert.

Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh Elmiren kommen.
Wie freundlich sieht sie diesmal aus!
"Ach Meister, foerdert doch das Haus!
Warum habt Ihrs denn angenommen?
Ich geb Euch ja das Geld voraus.
Lasst doch noch mehr Gesellen kommen!"

Ei, das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun.
Das muss ein rechter Ehemann sein!

Die Maeurer foerdern sich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn.

Und nun laesst sich Elmire wieder sehn.
Man siehts ihr an, sie hat etwas zu sagen,
Vielleicht sah sie die Maeurer muessig stehn;
Denn leider pfliegts so herzugehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn?
Das sollte mich doch selbst verdruessen.
Itzt oeffnet sie den Mund. Nun wird sichs zeigen muessen.
"Ach", faengt sie heftig an zu schrein:
"Hoert auf, und reisst den Plunder ein!
Ich lasse keinen Stein mehr tragen.
Wofuer verbaut ich denn mein Geld?
Fuer Maenner, die die Weiber plagen?
Denn andre gibts nicht auf der Welt."

Die boese Frau! Man sollte sie verklagen.

Das junge Maedchen

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Hoeflichkeit,
Dass er bei ihm zu Tische bleiben sollte.
Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellte,
Erraet die Sache bald. Was? faengt sie an zu schliessen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behaelt,
Was bringt doch der? Ich solls nicht wissen;
Allein umsonst bueckt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wohl meinewegen hier?

Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bei dem Glase Wein,
Das Wort fuer seinen Freund noch einmal anzubringen.
"Mein Herr!" fiel ihm der Vater ein,
"O denken Sie doch nicht, dass ich zu hart verfahre:
Mein Kind kann wirklich noch nicht frein,
Sie ist zu jung, sie ist erst vierzehn Jahre."

Indem er dies noch sprach, trat Fickchen selbst herein,
Und trug ein Essen auf. "Was?" fing sie an zu schrein,
"Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt erst vierzehn Jahre sein?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen."
Liess sie der Vater denn nicht frein?
Das weiss ich nicht; doch nein, ich wills nur sagen;
Denn unter denen, die mich fragen,
Da koennten wohl selbst junge Maedchen sein;
Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig sagen:

Der Vater schaemte sich und liess die Tochter frein.

Das Kartenhaus

Das Kind greift nach den bunten Karten,
Ein Haus zu bauen, faellt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig sein.
Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefaehrter Stoss
Erschuettert ploetzlich das Gebaeude,
Und alle Baender reissen los.

Die Mutter kann im Lomberspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fuehlen,
Als ihr bestuerztes Kind itzt fuehlt.

Doch wer wird gleich den Mut verlieren?
Das Kind entschliesst sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloss aufzufuehren,
Das dem zerstoerten gleichen soll.

Die Sehnsucht muss den Schmerz besiegen,
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnuegen,
Als es sein Haus von neuem sah!

Nun will ich mich wohl besser hueten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
"Tisch!" ruft das Kind, "lass dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht!"

Das Haus bleibt unerschuettert stehen,
Das Kind hoert auf, sich zu erfreun;
Es wuenscht, es wieder neu zu sehen,
Und reisst es bald mit Willen ein.

Schilt nicht den Unbestand der Gueter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
Veraenderlich sind die Gemueter,
So mussten auch die Dinge sein.
Bei Guetern, die wir stets geniessen,
Wird das Vergnuegen endlich matt;
Und wuerden sie uns nicht entrissen,
Wo faend ein neu Vergnuegen statt?

Das Kutschpferd

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
"Wenn", sprach es, und fing an, die Schenkel schoen zu heben,
"Wenn kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?"
"Schweig", rief der Gaul, "und lass mich ruhig pfluegen,
Denn baute nicht mein Fleiss das Feld,
Wo wuerdest du den Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhaelt?"

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Muessiggaenger, wisst,
Dass selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Dass euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiss gegruendet ist.
Ist der, der sich und euch durch seine Hand ernaeht,
Nichts Bessers als Verachtung wert?
Gesetzt, du haettest bessre Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein.
Denn stammtest du aus ihren Huetten:
So haettest du auch ihre Sitten.
Und was du bist, und mehr, das wuerden sie auch sein,
Wenn sie wie du erzogen waeren.
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Das Land der Hinkenden

Vorzeiten gabs ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er ging, gehinket haette;
Denn beides hielt man fuer galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand;
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern muessen;
Und ging einher mit steifen Fuessen.
Er ging, ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!
Der Fremde hielts fuer seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht;

Den Gang muesst ihr euch abgewoehnen!
Der Laermen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hoert.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

Gewohnheit macht den Fehler schoen,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirts ein Kluger wagen,
Und, dass wir toericht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafuer,
Bloss, weil er klueger ist, als wir.

Das neue Ehepaar

Nach so viel bittern Hindernissen,
Nach so viel aengstlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zaertlich Paar
Hat dulden und beweinen muessen,
Liess endlich doch die Zeit mein Paar das Glueck geniessen,
Das, wenns ein Lohn der Tugend ist,
Sie durch Bestaendigkeit zehnfach verdienet hatten.
Sie, die sich, hart bedroht, als Liebende gekuesst,
Die kuessten sich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem sie neidscher Freunde List
Und strenger Eltern Zorn liebeich besaenftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Mueh,
Nun gluecklicher als er und sie?
Denn, was man liebt, geliebt besitzen koennen;
In einem treuen Arm sich seines Lebens freun,
Ist, Menschen, dies kein Glueck zu nennen:
So muss gar keins auf Erden sein.
Hier wett ich wohl, dass mancher heimlich spricht:
Der gute Mensch versteht es nicht.
Denn waer die Lieb ein Glueck, was koennte mir denn fehlen,
Da ein erlesnes Weib in meinen Armen liegt?
Ist sie nicht reich und schoen? Doch bin ich nicht vergnuegt,
Ich glaub es, lieber Freund; allein sich so vermaehlen,
Wie viele tun, das heisst nicht lieben, nein.
Das heisst, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hause sein.

Ein unverhofftes Glueck begegnet unsern beiden.
Wie weinen sie vor Zaertlichkeit!
Der arme Mann soll itzt auf kurze Zeit
Von seiner teuren Gattin scheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzt hat.

Von heissen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt, sich laenger noch zu kuessen,
Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammelnd nach,
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach.

Er stieg nunmehr ins Schiff (wie oft sah er zuruecke!),
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Gluecke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
"O Himmel!" hoert ich sie noch an dem Ufer flehn,
"Bring meinen Mann gesund zuruecke!"

Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: "Bald, Doris, werd ich kommen."
Kaum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen:
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort,
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wuesste,
Dass, wider sein gegebenes Wort,
Er noch acht Tage warten muesste,
Eh er sie wiedersah und kuesste.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich,
Und gern am Ufer sich verweilte
Ging itzund an der Freundin Hand,
Mit der sie stets ihr Herze teilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie redten. Und wovon? Erraetst du dies noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht:
So bist du auch nicht wert, den Inhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig es, mein Gedicht,
Wie zaertlich Doris' Wuensche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, sie selber offenbaren,
Und fuer die andern schreib ich nicht.

Indem dass Doris noch mit manchem frohen Ach
Von ihres Gatten Ankunft redte,
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen haette;
Indem sie noch von ihrer Erbschaft redte,
Und, wenn sie den Entwurf von ihrem Glueck gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe stoerte,
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankeruellten Traenen ehrte;
Indem sie zum voraus die Armen speisen liess,
Und muetterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Staerkungen erquickte,
Und den Gefangnen Huelfe schickte;
Indem sie dies im Geist von ihrer Erbschaft tat
Und, in ihr Glueck vertieft, ans Ufer naeher trat,

Fing ihre Freundin an: "Was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kaestchen? Wie? wenns voll Juwelen waere?
Ach Doris! waere das nicht schoen?
Allein ich sag es dir, ich habs zuerst gesehn,
Und koemmt es an den Strand geschwommen:
So ist das Glueck des Schiffbruchs mein;
Doch du wirst ja bald niederkommen,
Und das versteht sich schon, ich muss Gevatter sein,
Dann bind ich dir drei Schnuren Perlen ein."

Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
"Es naehert sich", fing jene wieder an;
Doch wie erschraaken sie, als sie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam schwimmen sahn.
"Wer weiss", sprach Doris, welcher schon
Die Traenen in den Augen stunden,
"Wer weiss, ist der, der hier sein Grab gefunden,
Nicht grauer Eltern einzger Sohn?
Wer weiss, mit welcher trunknen Freude
Itzt die verlebten Alten beide,
Ihn zu empfangen, fertig stehn?
Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die sie fuer ihn erwaehlt, und treulich fuer ihn hueten.
Gott geb es nicht, dass sie den Anblick sehn.
Wer weiss, ward nicht durch seinen Tod
Der treusten Frau ein lieber Mann entrissen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Not
In Armut wird beweinen muessen?
Wer weiss, wievielmahl er betraent,
Eh er noch starb, das arme Weib erwaehnt?
Doch, Freundin, komm von der betruetzten Stelle,
Damit mein Herz nicht laenger zittern darf."

Dies sagte sie und ging, als eben eine Welle
Den Toten an das Ufer warf.
Die Freundin sah ihn an, und schrie mit Ungestuem:
"Mein Vetter!" und fiel neben ihm.

Auf dies Geschrei kam Doris wieder,
Der lieben Freundin beizustehn.
Ach, Doris, ach! was wirst du sehn?
Sie sieht, und faellt auf ihren Gatten nieder,
Und stirbt an seiner starren Brust.
Indes erwacht die Freundin wieder,
Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
Hier bebte der, den man nie zittern sehn,
Und dem, der nie geweint, floss Wehmut vom Gesichte,
Und niemand fragte, was geschehn.
Der Anblick selbst erzaehte die Geschichte.

Beweint, ihr mitleidvollen Seelen,

Die traurigste Begebenheit
Elend gewordner Zaertlichkeit,
Und schmeckt das Glueck, um andre sich zu quaelen.
Lasst uns die Unschuld oft im grossten Unglueck sehn,
Und leidet mit bei fremden Schmerzen;
Dies Mitleid heiligt unsre Herzen,
Und heisst die Menschenlieb in uns ihr Haupt erhoehn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglueck selber schoen.

Das Pferd und der Esel

Ein Pferd, dem Geist und Mut recht aus den Augen sahn,
Ging, stolz auf sich und seinen Mann,
Und stiess (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt getan!)
Vor grossem Feuer einmal an.
Ein traeger Esel sahs und lachte.
"Wer", sprach er, "wuerd es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag, und stoss an keinen Stein."
"Schweig", rief das Pferd, "du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein."

Das Pferd und die Bremse

Ein Gaul, der Schmuck von weissen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schoen von Gestalt,
Und, wie ein Mensch, stolz in Gebaerden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Brems entgegenzog,
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem weissen Schaume,
Der heficht am Gebisse floss.
"Geschmeisse!" sprach das wilde Ross,
"Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? Darfst du wohl ein Pferd erbittern?
Ich schuettle nur: so musst du zittern."
Es schuettelte; die Bremse wich.
Allein sie suchte sich zu raechen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erschrak, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken.
Und brach ein Bein; hier lag der stolze Gaul.

Auf sich den Hass der Niedern laden,
Dies stuerzet oft den groessten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht nuetzen kann,
Kann allemal, als Feind, dir schaden.

Das Schicksal

O Mensch! Was strebst du doch, den Ratschluss zu ergruenden,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bei seiner Schickung fuehrt?
Du siehst bei Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht,
Und hoffest doch, den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschieht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schluessen.
Dies siehst du freilich nicht bei allen Faellen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen:
So muesstest du, was Gott ist, sein.
Begnuege dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn zu bloed am Geiste bist;
Und lass dich hier ein juedisch Beispiel lehren,
Dass das, was Gott verhaengt, aus weisen Gruenden fliesst,
Und, wenn dirs grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewgen Rat,
Der unser Schicksal lenkt, um groessre Kenntnis bat:
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Hoehen,
Worauf er stund, hinab ins Ebne sehen.
Hier floss ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort.
So lief ein Knabe von der Herde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel, er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebueckt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergass.
Indessen kam der Reuter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestuem,
Und forderte sein Geld von ihm.
Der Alte schwuert, er habe nichts gefunden,

Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und sticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wuetend tot.
Als Moses dieses sah, fiel er betruebt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: "Hier kannst du innewerden,
Wie in der Welt sich alles billig fuegt.
Denn wiss: Es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davongetragen."

Das Testament

Philemon, der bei grossen Schaetzen
Ein edelmuetig Herz besass,
Und, andrer Maengel zu ersetzen,
Den eignen Vorteil gern vergass:
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beizustehen.
Zween Nachbarn hassten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs schimpflichste von ihm zu sprechen.
Warum? Er war beglueckt, und gluecklicher, als sie.
Ist dies nicht schon ein gross Verbrechen?
Die Freunde rieten ihm, sich fuer den Schimpf zu raechen.
"Nein", sprach er, "lasst sie neidisch schmaehn,
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wieviel sie recht gehabt, ein Glueck mir nicht zu goennen,
Das wenig Menschen nuetzen koennen."
Er stirbt. Man findt sein Testament,
Und liest: "Ich will, dass einst, nach meinem Sterben,
Mein hinterlassnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil sie dies Gut mir nicht gegoennt."
So mancher Freund verwuenscht dies Testament.
"Wie? Konnt ich ihn nicht auch beneiden?
Mir gibt er nichts, und alles diesen beiden?"
Die beiden Nachbarn sehn vergnuegt
Den Sinn des Testaments vollfuehren.
Denn damals wusste man nicht recht zu prozessieren,
Sonst haetten beide nichts gekriegt.
So aber kriegten sie das voellige Vermoegen.
Wie ruehnten sie den Selgen nicht!
Er war die Grossmut selbst, er war der Zeiten Licht,
Und alles dies des Testamentes wegen,
Denn eh er starb, war ers noch nicht.
Sind unsre Nachbarn nun beglueckt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzueckt
Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
Er huetet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,

Und wuenscht mit Traenen sich Verstand,
Die schlaunen Diebe zu betruengen;
Springt oft, durch boese Traeum erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen haette,
Mit schnellen Fuessen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geiz sich vor, die Haelfte zu verborgen,
Und laesst den, den er rief, doch leer zuruecke gehn.
Arm hatt er sich noch satt gegessen;
Reich hungert er, bei halbem Essen,
Und schnitt das Brot, das er den Seinen gab,
Mit Klagen ueber Gott, und ueber Teurung, ab,
Und ward, mit jedem neuen Tage,
Der Seinen Last und seine Plage.
Der andre Nachbar lachte sein.
"Der Torheit", sprach er, "will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Segens recht erfreun."
Er hielt sein Wort und sah, in wenig Jahren,
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefahren,
Schlich itzt sein Fuss ganz unbekannt.
"Ach!" sprach er zu dem andern Erben,
"Philemon hat es wohl gedacht,
Dass uns der Reichtum wird verderben,
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg, ich hab es durchgebracht.
Wir waren wert, den Reichtum zu besitzen,
Denn keiner wusst ihn recht zu nuetzen."

Das Unglueck der Weiber

In eine Stadt, mich deucht, sie lag in Griechenland,
Drang einst der Feind, von Wut entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Buerger, in der Raserei,
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angstgeschrei
Erregten nicht der Weiber blasse Scharen.
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schrein,
Was muss das fuer ein Laermen sein!
Ich zittre schon, wenn zwei nur schrein.
Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Traenen rot,
Mit Haenden, die zerrungen waren,
Und warfen schon, vor Angst halbtot,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,

Und flehten in gemeiner Not
Ihn insgesamt um ihrer Maenner Leben.
So hats von Tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewuenscht, des Mannes los zu sein?
Von Tausenden nicht eine? Nein.
Nun, das ist viel; da muss, bei meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen sein.

So hart, als auch der Feldherr war:
So konnt er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen.
Denn welchen Mann, er sei auch zehnmal ein Barbar,
Weiss nicht ein Weib durch Traenen zu bewegen?
Mein ganzes Herz faengt sich hier an zu regen.
Ich haette nicht der General sein moegen,
Vor dem der Weiber Schar so klaeglich sich vereint;
Ich haette wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Maennern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann, und einen noch dazu,
Wenn sies von mir verlangt, gegeben.

Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
"Ihr Schoenen!" faengt er an und spricht.
Ihr Schoenen? Dieses glaub ich nicht.
Ein harter General wird nicht so liebeich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug! Er hats gesagt. Ein alter General
Hat, daecht ich, doch wohl wissen koennen,
Dass man die Weiber allemal,
Sie sein es oder nicht, kann "meine Schoenen" nennen.

"Ihr Schoenen", sprach der General,
"Ich schenk euch eurer Maenner Leben;
Doch jede muss fuer den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben.
Und die ein Stueck zurueckbehaelt,
Verliert den Mann vor diesem Zelt."

Wie? Fingen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck fuer einen Mann?
Gewiss, der General war dennoch ein Tyrann.
Was halfs, dass er "Ihr Schoenen!" sagte,
Da er die Schoenen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, dass auch nur eine zagte:
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dies noch nicht genug.
Er liess nicht eh nach ihren Maennern schicken,
Als bis sie einen Eid getan
(Der General war selbst ein Ehemann),
Bis, sag ich, sie den Eid getan,
Den Maennern nie die Wohltat vorzuruecken,

Noch einen neuen Schmuck den Maennern abzudruecken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wollust! Welch Entzuecken!
Vergebens wuensch ichs auszudruecken,
Mit welcher Bruenstigkeit die Frau den Mann umfing!
Mit was fuer sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an seinem Auge hing!

Der Feind verliess die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund. Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Mut.
Sie graemten sich, und durftens doch nicht sagen.
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat ins Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens mued und satt, neunhundert an der Zahl.
Der alte boese General!

Das Vermaechtnis

Oront, der in der Welt das grosse Glueck erlebt,
Das Fuersten oft den Hirten lassen muessen,
Das Glueck, von einem Freund sich treu geliebt zu wissen;
Oront, der sich dies Glueck, so arm er war, erstrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschiednen Faellen,
Dass keine Rettung moeglich war,
Eroeffnete dem Kranken die Gefahr,
Und hiess ihn bald sein Haus bestellen.
Oront, der sich nunmehr dem Irdischen entziehn,
Und frei im Geist den Tod erwarten wollte,
Bat, dass man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
Sein Freund, sein Pylades, erschien.
"Ach!" sprach Oront, nach zaertlichem Umfassen,
"Ich sterb, und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund, dir hinterlassen:
Dir lass ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, sie zu ernaehren:
Denn du verdienst, dass sie dir angehoeren."

Der Affe

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Brett einmal die Dame ziehn,
Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als koennt er selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Missvergnuegen,
Bald seinen Beifall an den Tag;
Er schuettelte den Kopf itzt bei des einen Zuegen,
Und billigte darauf des andern seinen Schlag.
Der eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stiess darauf an ihn
Und nickte, dass er machen sollte.
"Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn du so gut verstehst?" sprach der erzuernte Knabe.
"Den, jenen oder diesen da,
Auf welchem ich den Finger habe?"
Der Affe laechelte, dass er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

Um deren Weisheit zu ergruenden,
Die tun, als ob sie das, was du verstehst, verstanden:
So frage sie um Rat. Sind sie mit ihrem Ja
Bei deinen Fragen hurtig da:
So kannst du mathematisch schliessen,
Dass sie nicht das geringste wissen.

Der arme Greis

Um das Rhinozeros zu sehn
(Erzaehlte mir mein Freund), beschloss ich auszugehn.
Ich ging vors Tor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
Der, seiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann,
Und was er, wens ihm gluecken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern uebersann.
Herr Orgon ging vor mir. Ich geb ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiss.
Er ging; doch eh wir noch zu unserm Tiere kamen:
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Fuer den, auch wenn er uns um nichts gebeten haette,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkuensten redte.
"Ach", sprach er, "ach, erbarmt Euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen.

Ich will Euch kuenftig gern nicht mehr beschwerlich sein;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfuellen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! lass ihn nicht ferne sein."
So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
"Ihr seid ein so bejahrter Mann,
Ihr seid schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschaeemter alter Mann!
Muesst Ihr denn noch erst Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht."--
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zaehren
Floss von des Alten Angesicht.
"O Gott! du weisst." Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmut kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Fuer welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein er rufte mich zurueck.
"Ach!" sprach er mit noch nassem Blick,
"Ihr werdet Euch vergriffen haben,
Es ist ein gar zu grosses Stueck.
Ich bring Euch nicht darum, gebt mir so viel zurueck,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!"
"Ihr", sprach ich, "sollt es alles haben,
Ich seh, dass Ihrs verdient; trinkt etwas Wein dafuer.
Doch, armer Greis, wo wohnt Ihr?"
Er sagte mir das Haus.--Ich ging am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und tat im Gehn schon manche Frag an ihn.
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde tot.
Die Mien auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern redte.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brot
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.
O, wenn der Geizhals doch den Greis gesehen haette,
Mit dem er so unchristlich redte!
Und der vielleicht ihn itzt bei Gott verklagt,
Dass er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt.

So sprach mein Freund und bat, die Mueh auf mich zu nehmen,
Und oeffentlich den Geizhals zu beschaemen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als fuer das Geld versteht, der schaemt sich ewig nicht.

Ein armer Schiffer stak in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
"Herr", sprach er, "leiht mir hundert Gulden;
Allein zu Eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr."
Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zaehlt ihm das Geld mit Freuden dar.
"Hier", spricht er, "nimm es hin und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, dass ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muss man ohne Handschrift borgen."

Ein Jahr, und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer laesst sich wieder sehen.
Wie? Sollt er auch Phileten hintergehen;
Und ein Betruenger sein? Vielleicht.

Doch nein! Hier koemmt der Schiffer gleich.
"Herr!" faengt er an, "erfreuet Euch,
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch Euer Geld gewann.
Ich bitt Euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seid ein gar zu wackrer Mann."

"O", spricht Philet, "ich kann mich nicht besinnen,
Dass ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rate ziehn;
Allein ich weiss es schon, du stehest nicht darinnen."

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kraenkt sich, dass Philet das Geld nicht nehmen will.
Er laeuft, und koemmt mit voller Hand zuruecke.
"Hier", spricht er, "ist der Rest von meinem ganzen Gluecke,
Noch hundert Gulden! Nehmt sie hin,
Und lasst mir nur das Lob, dass ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnuegt, ich habe keine Schulden;
Dies Gluecke dank ich Euch allein;
Und wollt Ihr ja recht guetig sein.
So leiht mir wieder funfzig Gulden."

"Hier", spricht Philet, "hier ist dein Geld,
Behalte deinen ganzen Segen:
Ein Mann, der Treu und Glauben haelt,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sei du mein Freund. Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein,
Die sollen deinen Kindern sein."

Mensch! mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist goettlicher, als wenn du liebeich bist!
Und mit Vergnuegen eilst, dem Naechsten beizustehen,
Der, wenn er Grossmut sieht, grossmuetig dankbar ist!

Der Arme und der Reiche

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts, als Geld und Gueter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quaelten,
Das Glueck um seinen Beistand an.
Das Glueck, das seine liebsten Gaben
Sonst immer fuer die Leute spart,
Die von den Guetern bessrer Art
Nicht gar zuviel bekommen haben,
Entschloss sich dennoch auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beizustehn,
Und liess ihn in verborgnen Gruenden
Aus Geiz verscharrte Schaetze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreit;
Doch ist ihm wohl die Not benommen,
Da, statt der Schuldner, Schmeichler kommen?
Sooft er trinkt, sooft er isst,
Koemmt einer, der ihn durstig kuesst,
Nach seinem Wohlsein aengstlich fraget,
Und ihn mit Hoeflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als dass ihn hungert, saget.
"O Gluecke!" rief Aret, "soll eins von beiden sein;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befrein:
So will ich mich von Schuldnern lieber hassen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher sein;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein."

Der baronisierte Buerger

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und fuer sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein grosser Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Wert gebrach,
Doch die gebietrischen Gebaerden

Der Grossen zuversichtlich nach.
Bald wuenschte er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fuersten umzugehn;
Bald wuenschte er sich das Glueck, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbeern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewiss, wo er mehr Ansehn haette,
Ob in dem Feld, ob in dem Kabinette.
Indessen war er doch Baron;
Und sein Verdienst, die Million,
Liess sich zu alles Volks Entzuecken,
In Laeufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
Und bruestete sich mehr in seiner Staatskarosse,
Als die daran gespannten Rosse.
Er war der Schmeichler Maezenat.
Ein Geck, der ihm gebueckt um seine Gnade bat,
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschaeamt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm ass, ihn lobt, und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich in ueberredete,
Dass er des Argus Augen haette.

Was braucht es mehr als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsicherer ist kein Schatz als in des Juenglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergass bei seinem grossen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Haenden;
Starb arm und unberuehmt. Kurz, er bewies den Satz,
Dass Eltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts als Reichtum hinterlassen.

Der Bauer und sein Sohn

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu luegen, wiederkam,
Ging, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater ueber Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Luegen fand,
Log auf die unverschaeamtste Weise.
Zu seinem Unglueck kam ein grosser Hund gerannt.
"Ja, Vater", rief der unverschaeimte Knabe,
"Ihr moegt mirs glauben oder nicht:
So sag ich Euchs, und jedem ins Gesicht,

Dass ich einst einen Hund bei--Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich faehrt,
Der--ja, ich bin nicht ehrenwert,
Wenn er nicht groesser war als Euer groesstes Pferd."
"Das", sprach der Vater, "nimmt mich wunder;
Wiewohl ein jeder Ort laesst Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Bruecke sehn
(Wir muessen selbst darueber gehn),
Die hat dir manchen schon betrogen
(Denn ueberhaupt solls dort nicht gar zu richtig sein);
Auf dieser Bruecke liegt ein Stein,
An den stoesset man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und faellt, und bricht sogleich das Bein."

Der Bub erschrak, sobald er dies vernommen.
"Ach", sprach er, "lauft doch nicht so sehr.
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie gross sagt ich, dass er gewesen waer?
Wie Euer grosses Pferd? Dazu will viel gehoeren.
Der Hund, itzt faellt mirs ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt ich wohl beschwoeren,
Dass er so gross, als mancher Ochse, war."

Sie gingen noch ein gutes Stuecke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Bruecke,
Und fuehlte schon den Beinbruch halb.
"Ja, Vater", fing er an, "der Hund, von dem ich redte,
War gross, und wenn ich ihn auch was vergroessert haette:
So war er doch viel groesser als ein Kalb."

Die Bruecke koemmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz haelt ihn geschwind.
"Ach Vater!", spricht er, "seid kein Kind,
Und glaubt, dass ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh wir darueber gehen,
Der Hund war nur so gross, wie alle Hunde sind."

Du musst es nicht gleich uebelnehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu luegen sich erkuehnt.
Lueg auch, und mehr als er, und such ihn zu beschaemen:
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der beherzte Entschluss

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der (denn was tut man nicht, wenn man getrunken hat?)
Im Trunke seinen Wirt erschlagen,
Ward itzt hinausgefuehrt, fuer seine Missetat
Den Lohn durchs Schwert davonzutragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah,
Bedauerte sein schmaehlich Ende,
Und wuenschte, dass er noch beim Koenig Gnade faende.
Besonders ging sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fuehlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe,
Und fuehlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah.
"Ach Himmel! ists nicht ewig schade?
Der schoene lange Mensch! Was fuer ein fein Gesicht,
Und was fuer Augen hat er nicht!
Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
Die Straf ist in der Tat zu gross.
Wer kann sich denn im Trunke zaehmen?
Ich bitt ihn frei; ich will ihn nehmen."
Sie lief, und schrie, und bat ihn los,
Indem Johann schon niederkniete.
"Johann", fing drauf der Richter an,
"Es findet sich ein redliches Gemuete,
Dies Weibsbild hier verlangst dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst: so schenk ich dir das Leben."

Johann erschrak und sah die Jungfer an;
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
"Ja", sprach er, "Euer Dienst ist gross;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafuer zeitlebens quaelen.
Ich seh Euchs an; was will ich lange waehlen?
Haut zu! So komm ich doch der Qual auf einmal los."

Der betruebte Witwer

In Poitou (ich will mit Fleiss die Gegend nennen,
Damit sich die befragen koennen,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzaehlt),
In Poitou liess einst ein Mann sein Weib begraben;
Allein man merk es wohl, man ist in Poitou;
Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So praechtig wie bei uns nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberoecken,
Und traegt den Sarg, ohn ihn erst zuzudecken,
An den fuer ihn bestimmten Ort.

So trug man auch den offenen Sarg itzt fort;
Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg ging dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt ein Dorn die tote Frau ins Kinn.
Auf einmal faengt sie an, die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: "Wohin wollt ihr mich tragen?"
Hier, deucht mich, hoer ich viele fragen,
Wie kam die gute Frau zurueck?
Hielt es der Mann auch fuer ein Glueck,
Die Haelfte wiederzubekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen sein?
Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als sieben Jahren
Buesst sie das zweite Mal ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr vom neuen das Geleite,
Und ging gesetzt an seiner Gattin Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein sobald er nur die Hecke wieder sah:
So wies er erst, wieviel sein Herz empfaende.
Er rung mit Traenen beide Haende.
"Ach", rief er aus, "da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!"

Der Bettler

Ein Bettler kam mit blossem Degen
In eines reichen Mannes Haus,
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohltat aus.
"Ich", sprach er, "kenn Ihr christlich Herze;
Sie sorgen gern fuer andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An Ihres Naechsten Elend teil.
Ich weiss, mein Flehn wird Sie bewegen!
Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit;
Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen)
Allein auf Ihre Guetigkeit."

Dies ist die Art lobgieriger Skribenten,
Wenn sie um unsern Beifall flehn;
Sie geben uns mit vielen Komplimenten
Die harte Fordrung zu verstehn.
Der Autor will den Beifall nicht erpressen;
Nein, er verlaesst sich bloss auf unsre Billigkeit;
Doch, dass wir diese nicht vergessen:
So zeigt er uns zu gleicher Zeit

In beiden Haenden Krieg und Streit.

Der Blinde und der Lahme

Von ungefaehr muss einen Blinden,
Ein Lahmer auf der Strasse finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Dass ihn der andre leiten soll.
"Dir", spricht der Lahme, "beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, dass du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschliesse dich, mich fortzutragen:
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuss mein Bein,
Mein helles Auge deines sein."

Der Lahme haengt, mit seinen Kruecken,
Sich auf des Blinden breiten Ruecken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem moeglich war.

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.
Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur fuer mich erwaelhte:
So wuerd er nur fuer sich allein,
Und nicht fuer mich bekuemmert sein.

Beschwer die Goetter nicht mit Klagen!
Der Vorteil, den sie dir versagen,
Und jenem schenken, wird gemein,
Wir duerfen nur gesellig sein.

Der erhoerte Liebhaber

Der groesste Fehler in der Liebe,
O Juengling, ist die Furchtsamkeit.
Was helfen dir die suessen Triebe
Bei einer stummen Schuechternheit?
Du liebst, und willst es doch nicht wagen.

Es deiner Schoenen zu gestehn;
Was deine Lippen ihr nicht sagen,
Soll sie in deinen Augen sehn.
Im stillen traegst du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wuenschest, dass sie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht sagen kann.
Du hoerst nicht auf, sie hochzuachten,
Und ehrst sie durch Bescheidenheit;
Sie fuehlt, und laesst dich dennoch schmachten.
Und wartet auf Bestaendigkeit.
Sie laesst dich in den Augen lesen,
Wieviel dir dieser Vorzug nuetzt;
Erst liebt sie dein bescheidnes Wesen,
Und endlich den, der es besitzt.
Ein Jahr verfliegt; o lacht des Bloeden,
Was hat er denn fuer seine Mueh?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Und wagt den ersten Kuss auf sie.
Ein Jahr! Und noch kein groessres Gluecke?
In Wahrheit! das ist laecherlich.
Warum rief er, beim ersten Blicke,
Nicht gleich! "Mein Kind, ich liebe dich!"
Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wisst von keiner langen Pein;
Ihr lasst euch bei der Schoenen melden,
Ihr kommt, und seht, und nehmt sie ein.
Und euren Mut recht zu beseelen,
Den ihr bei eurer Liebe fuehlt:
So will ich euch den Sieg erzaehlen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

Ein junger Mensch, der guetigst wollte,
Dass jedes schoene Kind die Ehre haben sollte,
Von ihm geliebt, von ihm gekuesst zu sein;
Jesmin, sah Sylvien, das heisst, sie nahm ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt, und schwor, sie wieder zu besiegen.
Die halbe Nacht verstrich, dass mein Jesmin nicht schlief;
Er sann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach, und trug die hellsten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zusammen.
Der Brief ward fortgeschickt, und fuer sein bares Geld
Ward auch der Brief getreu bestellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier, und schreibet noch einmal.
Er klagt der Schoenen seine Qual,
Er redt von strengen Liebeskerzen,
Von Augensonnen, heiss an Pein,
Von Tigermilch, von diamantnen Herzen,

Und von der Hoffnung Nordlichtschein,
Und schwuert, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bei Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.
Getrost, Jesmin! versiegle deinen Brief.
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief:
So wird der Schoenen Herz, eh Nacht und Tag verfliessen,
Von deines Briefes Glut erweicht, zerschmelzen muessen.
Der Brief wird fortgeschickt, und richtig ueberbracht.
Jesmin tut manch Gebet an Venus' kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer haette das gedacht!
Das Maedchen muss ein Herz von Stahl und Eisen haben;
Doch welcher Baum faellt auf den ersten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schoene hat ihn lieb,
Und ihre Sproedigkeit ist ein verstelltes Wesen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu lesen.
Wie koennte sie dem heissen Flehn
Und, da sie ihn unlaengst geputzt gesehn,
Der reichen Weste widerstehn?

Ich weiss noch einen Rat, und dieser Rat wird gluecken.
Durch Verse kann man sehr entzuecken,
In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib an sie;
Siegst du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du nie.
Er folgt. O wuenscht mit mir, dass ihm die Reime fliessen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebart!
Was konnte man auch anders schliessen.
Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?

Kaum hatte Sylvia das Heldenlied gelesen:
So kam auch schon ein Gegenbrief.
Man stellte sich vor, wie froh Jesmin gewesen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegenlief!
Die schlaue Magd gruesst ihn galant.
Er steht und haelt den Brief entzueckt in seiner Hand,
Und brennet vor Begier, den Inhalt bald zu wissen,
Und kann vor Zaertlichkeit sich dennoch nicht entschliessen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drueckt den Brief an sich, er drueckt und kuesset ihn.
Die Magd kriegt ein Pistol, und schwuert, ihm treu zu bleiben.
Allein was stund in diesem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinanderschlug?
Kein Woertchen mehr als dies: "Mein Herr, Sie sind nicht klug!"

Der Freier

Ein Freier bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Maedchen vorzuschlagen.
"Ich will dir zwei", versetzte jener, "sagen,
Dann waehle die, die sich fuer dich zu schicken scheint.

Die erste hat, nebst einem Rittersitze,
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze,
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht.
Sie spielt den Fluegel schoen, und kann vortrefflich singen
Und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt.
Und in der Wirtschaft selbst gibt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Wert.
Allein bei aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz.

Die andre sieht nicht schoen,
Wird wenig im Vermoegen haben,
Und von den Kuensten nichts, die jene kann, verstehn;
Doch bei Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne dass sies sieht, gefaellt,
Besitzt sie, frei von Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was taetst du wohl, wenn dich die erste haben wollte?"

"Ach", fing der Freier an, "wenn dies geschehen sollte:
So spraech ich zu der ersten nein,
Um dadurch bald der andern wert zu sein."

Der Freigeist

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet;
Ihr, die ihr dem gehorsam seid,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freigeist lacht euch aus, dass ihr so sklavisch lebet.
Was sucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Ists moeglich, sich so zu betrueegen?
Um euch vergnuegt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnuegen?
Ihr sucht die Ruh, und findet sie in der Last,
Hasst, was ihr liebt, und liebet, war ihr hasst.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
Die Freiheit in der Tugend finden,
Das heisst, um frei zu sein, sich erst an Ketten binden.
Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finstern Koepfen macht;
Folgt der Natur, genieusst, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wuenscht; flieht nichts, als was euch kraenket;
Denkt frei, und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Toren acht.
Der Poebel ist der groesste Hauf auf Erden,
Von diesem reisst euch los. Er weiss nicht, was er glaubt,
Haelt seinen Trieb fuer unerlaubt,
Und sieht nicht, dass er sich sein Glueck aus Milzsucht raubt;
Sonst wuerd er nicht so aberglaeubisch werden.

Drum fasst den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht.
Sie glauben es aus Traegheit, nichts zu pruefen;
Doch ein Vernuenftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was ist die Schrift? Was lehret sie?
Ein traurig Leben, reich an Mueh,
Und Raetsel, die wir aufzuschliessen,
Erst der Vernunft entsagen muessen.
Was ist das maechtige Gewissen?
Ein Ding, das die Erziehung schafft,
Ein heilig Erbteil aller Bloeden;
Doch die, die wissen, was sie reden,
Empfinden nichts von seiner Kraft.

Folgt der Natur! Sie ruft; was kann sie anders wollen,
Als dass wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,
Und schuf den Himmel und die Hoelle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle,
Was seht ihr da? Den Himmel und die Hoelle?
O nein, ein weibisches Gedicht.
Lasst doch der Welt ihr kindisches Geschwaetze.
Was jeden ruhig macht, ist jedes sein Gesetze.
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dies war der Witz, mit dem in seinem Leben
Ein Freigeist sein System erwies;
Die Tugend von dem Throne stiess,
Um nur sein Laster drauf zu heben.
Sein boeses Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze starb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward ploetzlich durch den Tod erschuettert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen suchte,
Zerstoerte das System tollkuehner Sicherheit.
Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
Fing an, der Magd geduldig zuzuhoeeren,
Und liess von seiner frommen Magd,
Zu der er tausendmal "du christlich Tier" gesagt,
Sich widerlegen und bekehren.

So stark sind eines Freigeists Lehren!

Zur Elster sprach der Fuchs: "O, wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?
Du sprichst wohl von besondern Dingen?"
"Die Wahrheit", rief sie, "breit ich aus.
Was keines weiss herauszubringen,
Bring ich durch meinen Fleiss heraus,
Vorn Adler bis zur Fledermaus."
"Duerft ich", versetzt der Fuchs, "mit Bitten dich beschweren:
So wuenscht ich mir, etwas von deiner Kunst zu hoeren."

So wie ein weiser Arzt, der auf der Buehne steht,
Und seine Kuenste rieht, bald vor, bald rueckwaerts geht,
Ein seidnes Schnupftuch nimmt, sich raeuspert, und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder,
Und strich an einem Zweig den Schnabel hin und wider,
Und macht ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf faengt sie ernsthaft an, und spricht:
"Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts fuer mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, dass Sie vier Fuesse haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
Nur zugehoert! Sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gruenden.

Ihr Fuss bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, solange er stillesteht;
Doch merken Sie, was ich itzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
Sooft Ihr Fuss nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nun Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuss sich reget,
Dass auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Itzt ist Ihr Fuss bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
Sooft Sie nach den Huehnern reisen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schluss:
Ihr Schwanz, das sei Ihr fuenfter Fuss;
Und dies, Herr Fuchs, war zu beweisen."

Ja, dieses hat uns noch gefehlt!
Wie freu ich mich, dass es bei Tieren
Auch grosse Geister gibt, die alles demonstrieren!
Mir hats der Fuchs fuer ganz gewiss erzaehlt.
"Je minder sie verstehn", sprach dieses schlaue Vieh,
"Um desto mehr beweisen sie."

Der gluecklich gewordene Ehemann

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein schoenes Kind.
Allein je reizender die losen Maedchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drei Jahre liebt er sie;
Allein umsonst war alle Mueh.
Was tat er endlich? Er verreiste,
Und ging (was kann wohl Aergers sein?),
Ging, sag ich, mit dem boesen Geiste
Ein Buendnis an dem Blocksberg ein;
Ein Buendnis, dass er ihm zwei Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Sie werden hurtig eins, und schliessen ihren Kauf;
Der boese Geist gibt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen,
Und Doktor Faustus selbst betrogen:
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin war Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.
Doch eh vier Wochen sich verlieren:
So faengt Frontin schon an, den Schwarzen zu zitieren.
"Ach", spricht er, da der Geist erscheint,
"Ach, darf ich, lieber boeser Feind,
Noch einer Bitte mich erkuehnen?
Ich habe dir gelobt, fuer Hannchen, meine Frau,
Zwei Jahre, wie du weisst, zu dienen,
Und dies erfuehlt ich auch genau;
Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen:
So soll mein Dienst ein Jahr verlaengert sein."
Der Boese will sich nicht bequemen,
Drauf geht Frontin die Frist noch zweimal ein;
Denn, sprach er bei sich selbst, so arg du immer bist:
So weiss ich doch, dass Hannchen aenger ist.

Der glueckliche Dichter

Ein Dichter, der bei Hofe war--
Bei Hofe? Was? Bei Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wuesste nicht, was ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bei Hofe noetig waere?
Was ein Poet bei Hofe noetig ist?
Ja, Freund, du hast wohl recht zu fragen.
Mich aergerts, dass August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen liest.
Was ists denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts! Der eine macht,
Dass man bei Hofe weint, der andre, dass man lacht.

Das heisst dem Staate trefflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht.
Doch auf die Sache selbst zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bei Tag im Louvre ein.--
Wieso? War er berauscht? Das kann wohl moeglich sein.
Man hat in Frankreich guten Wein.
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund und Kenner sein.
Ich mag die Welt nicht Luegen strafen,
Drum sag ich weder ja noch nein.

Gnug, der Poet war eingeschlafen,
Und war nicht schoen, das man wohl merken muss;
Doch gab die Koenigin, den Schlaf ihm zu versuessen,
Ihm im Vorbegeh'n einen Kuss.
"Was", rief ein Prinz, "den blassen Mund zu kuessen?"
"Blass", sprach die Koenigin, "blass ist er, das ist wahr;
Doch sagt der Mann mit seinem blassen Munde
Mehr Schoenes oft in einer Stunde
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr."

Der Greis

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn.
Und wird mir itzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geschehn.
Von einem Greise will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten,
Von ihm, von diesem Greise, sah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch beruehmt an Lieb und Wein!
Ich lass euch allen Wein und Liebe,
Der Greis nur soll mein Loblied sein.

Singt von Beschuetzern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Mueh!
Ich singe nicht von Heldentaten,
Der Greis sei meine Poesie.

O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
Hoert, Zeiten, hoerts! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Der gruene Esel

Wie oft weiss nicht ein Narr durch toericht Unternehmen
Viel tausend Toren zu beschaemen!
Neran, ein kluger Narr, faerbt einen Esel gruen,
Am Leibe gruen, rot an den Beinen,
Faengt an, mit ihm die Gassen durchzuziehn;
Er zieht, und jung und alt erscheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggruen! der rote Fuesse hat!
Das muss die Chronik einst den Enkeln noch erzaehlen,
Was es zu unsrer Zeit fuer Wunderdinge gab!
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Daecher ab;
Denn alles will den gruenen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.

Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergass der Krankheit Plage,
Wenn man vom gruenen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Waerterin mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom gruenen Esel hoert man singen,
Und so geraet das Kind in Schlaf.

Drei Tage waren kaum vergangen:
So war es um den Wert des armen Tiers geschehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den gruenen Esel mehr zu sehn.
Und so bewundernswert er anfangs allen schien:
So dacht itzt doch kein Mensch mit einer Silb an ihn.

Ein Ding mag noch so naerrisch sein,
Es sei nur neu: so nimmts den Poebel ein.
Er sieht, und er erstaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf koemmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie moegen wollen oder nicht.

Der gute Rat

Ein junger Mensch, der sich vermaehlen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag tat,

Bat einen Greis um einen guten Rat,
Was fuer ein Weib er nehmen sollte?
"Freund", sprach der Greis, "das weiss ich nicht.
So gut man waehlt, kann man sich doch betruegen.
Sucht Ihr ein Weib bloss zum Vergnuegen:
So waehlet Euch ein schoen Gesicht;
Doch liegt Euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich Euch mit einem andere Rate,
Bemueht Euch um ein reiches Weib;
Doch strebt Ihr durch die Frau nach einem hohen Range,
Nun so vergesst, dass bessre Maedchen sind,
Waehlt eines grossen Mannes Kind,
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt Ihr mehr fuer Eure Seele waehlen,
Als fuer die Sinnen und den Leib:
So wagts, um Euch nach Wunsche zu vermaehlen,
Und waehlt Euch ein gelehrtes Weib."
Hier schwieg der Alte lachend still.

"Ach", sprach der junge Mensch, "das will ich ja nicht wissen:
Ich frage, welches Weib ich werde waehlen muessen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu graemen--"

"O", fiel der Greis ihm ein, "da muesst Ihr keine nehmen!"

Der guetige Besuch

Ein offner Kopf, ein muntre Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heisst;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Dass Kluge naerrisch werden sollen;
Ein solcher Schwaetzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
"O", rief er, "welch ein traurig Leben!
Wie? Schlafen Sie denn nicht bei Ihren Buechern ein?
So sind Sie denn so ganz allein,
Und muessen gar vor Langerweile lesen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich so geschwind."
"Ich bin", sprach der Poet, "noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind."

Der Hund

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wusste,
Selber zweimal weichen musste;
Diesen fiel ein Fieber an.
Alle Nachbarn gaben Rat.
Krummholzoel und Mithridat
Musste sich der Hund bequemen,
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirts Mueh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doktor, ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost,
Alle Brueder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.
Pantelon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heissen Munde.
O, erseufzt er, bittre Stunde!
O! wer haette das gemeint?

"Ach!" rief Phylax, "Pantelon!
Ists nicht wahr, ich sterbe schon?
Haett ich nur nichts eingenommen,
Waer ich wohl davongekommen.
Sterb ich Aermster so geschwind:
O! so kannst du sicher schreien,
Dass die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind.

Wie zufrieden schlief ich ein!
Sollt ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren muessen,
Vor dem Tode noch geniessen.
Dieses macht mich kummervoll,
Dass ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.

Liebst du mich, und bist du treu:
O! so hole sie herbei;
Eines wirst du bei den Linden,
An dem Gartentore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch gestern morgen
In dem Winterreis verborgen;

Aber friss mir nichts davon."

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bei schwachem Mute,
Noch den Dunst von seinem Gute.
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: "Lass mir alles liegen!
Sterb ich, so sollst du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.

Sollt ich nur so gluecklich sein,
Und das schoene Schinkenbein,
Das ich--doch ich mags nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd ich wiederum gesund:
Will ich dir, bei meinem Leben,
Auch die beste Haelfte geben;
Ja du sollst--" Hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg;
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schaetzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Gueter zu erwerben;
Verdient ein solches Glueck wohl Neid?

Der junge Drescher

Dem Drescher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf, mit Milch und schwarzem Brote, sass,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er fing verdriesslich an, sich in das Gras zu strecken,
Dacht aengstlich seinem Schicksal nach,
Und dehnte sich dreimal, und sprach:
Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes Dach,
Und musst dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen.
Du taetst ja gern mit deinem Schatze schoen;
Allein, du Narr, musst in der Scheune stehn,
Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke sehn.
Du bist noch jung, und kannst huebsch lesen und huebsch schreiben,
Und wolltest stets ein Drescher bleiben?
Des Schulzens Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich huebsch gebaerden:

So nimm sie doch. Du kannst, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden.
Alsdann isst du dein Stuecke Fleisch in Ruh,
Und trinkst dein gutes Bier dazu,
Und hast gleich nach dem Pfarr die Ehre--
O wenn ich doch schon Schulze waere!
Indem Hanns noch so sprach, kam seine Schoene her.
Sie tat, als kaeme sie nur so von ungefaehr;
Allein sie kam mit Fleiss, weil sie ihn sprechen wollte,
Und er verwegen sein, und sie recht herzen sollte.
Denn Maedchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Maedchen in der Stadt.

Hanns zieht die Schoene sanft zu sich ins Gruene nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schielt oefters auf ihr Mieder,
Fast wie ein junger Herr. Nur mit dem Unterscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fing an, sie recht verliebt zu kuessen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch auf diesem Dorfe wissen,
Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Kaum hatt er sie, so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze gruessen?
Wen anders, als den Schwiegersohn?

Er eilt ins Amt, koemmt bald und freudig wieder,
Und wirft sich auf die Bank, als Schulz im Dorfe, nieder.

So wie ein durch den Fleiss vollendeter Student,
Nach einem gluecklichen Examen,
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schoene Namen,
Nach einem tiefen Kompliment,
Das erstemal Herr Doktor nennt:
So wusst auch Hanns vor grosser Freude
Nicht, wo er Haend und Fuesse liess,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hiess.

Wie gluecklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
Er ass sein Fleisch, und tat den Gaesten oft Bescheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Faelle.
Denn welches Amt ist wohl davon befreit?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf sich Herr Hanns verdriesslich auf die Stelle,
Auf der er sich sein Glueck erfreit,
Und oft gewuenscht: Wenn ich doch Schulze waere!
Ich, fing er zu sich selber an,
Ich habe Haus, und Hof, und Ehre,
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
Bald soll ich von der Bauern Leben

Im Amte Red und Antwort geben,
Da faehrt mich denn der Amtmann an,
Und heisst mich einen dummen Mann.
Bald quaelen mich die teuflischen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weiss ich mir bei den Mandaten,
Bald in Quaternern nicht zu raten,
Die ich dem Landknecht schaffen soll.

Die Bauern brummen, wenn ich strafe,
Und straf ich nicht: so lachen sie mich aus.
Sonst stoerte mich kein Mensch im Schlafe,
Itzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und, wenn es niemand tut, so hunzt die Frau mich aus.
O waere mirs nur keine Schande,
Ich griffe nach dem ersten Stande,
Und stuerb als Drescher auf dem Lande.

Wer weiss, ob mancher Grosse nicht
Im Herzen wie der Schulze spricht?
Wer weiss, wie viele sonst zu Fusse ruhig waren,
Die itzund missvergnuegt in stolzen Kutschen fahren?
Wer weiss, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
Eh es der Fuersten Gunst an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Dass ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt!
Lernt doch, dass die am mindesten gluecklich sind,
Die euch am meisten gluecklich scheinen!

Der junge Gelehrte

Ein junger Mensch, der viel studierte,
Und, wie die Eltern ganz wohl sahn,
Was Grosses schon im Schilde fuehrte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehoerten.
Der Alte ward von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heiligen Lorbeerkraenzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umluechtet von der Ewigkeit,
Den Juenglingen entgegenlaenzen.
"O", hub der junge Mensch mit stolzern Laecheln an:
"Ich habe sie fast alle durchgelesen;
Allein"--"Nun gut", sprach der gelehrte Mann,
"Sind sie nach Seinem Sinn gewesen:

So muss Er sie noch zweimal lesen;
Doch sind sie Ihm nicht gut genug gewesen:
So sag Ers ja den Klugen nicht,
Denn sonst erraten sie, woran es Ihm gebricht,
Und heissen Ihn die Zeitung lesen."

Der junge Prinz

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
Bekam von ihm zweihundert Stueck Pistolen
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.
Er liess nach einiger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem dass nun der Oheim mit ihm redte:
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet haette?
"Hier", sprach der junge Prinz erfreut,
"Hier hab ich meine ganze Kasse;
An den zweihundertern fehlt nicht ein einzig Stueck."

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gasse.
"Lernt, Prinz", fing drauf der Oheim an,
"Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Haenden,
Damit er vielen dienen kann."

Der Juengling

Ein Juengling, welcher viel von einer Stadt gehoert,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloss sich, dass er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sei dir dein Glueck beschert.
Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnuegen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fing unser Juengling an,
Dass ich die Stadt schon sehen kann;
Allein der Berg ist steil. O, waer er schon erstiegen!
Ein fruchtbar Tal stiess an des Berges Fuss.
Die groesste Menge schoener Fruechte
Fiel unserm Juengling ins Gesichte.
O, dacht er, weil ich doch sehr lange steigen muss:
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Fruechten faellen.
Er ass, und fand die Frucht vortrefflich vom Geschmack,
Und fuellte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Tal zurueck.
"O Freund!" rief einer von den Hoehen,
"Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
Der Berg ist steil, und muehsam jeder Schritt.
Und du nimmst dir noch eine Buerde mit?
Vergiss das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig leer, und steig beherzt, und gib dir alle Mueh;
Denn unser Glueck verdient sie."

Er stieg, und sah empor, wie weit er steigen muesste.
Ach Himmel! ach, es war noch weit.
Er ruht und ass zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Mueh versuesste.
Er sah bald in das Tal, und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnuegen an.
Er sinnt. Ja ja, er mag es ueberlegen.
Steig, sagt ihm sein Verstand, bemueh dich um dein Glueck.
Nein, sprach sein Herz, kehr in das Tal zurueck;
Du steigst sonst ueber dein Vermoegen.
Ruh etwas aus, und iss dich satt,
Und warte, bis dein Fuss die rechten Kraefte hat.
Dies tat er auch. Er pflegte sich im Tale,
Entschloss sich oft zu gehn, und schien sich stets zu matt.
Das erste Hindernis galt auch die andern Male.
Kurz, er vergass sein Glueck, und kam nie in die Stadt.

Dem Juengling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und sehn darauf nach ihren Luesten,
Und nehmen ihre Lueste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr traeger Geist zurueck.
Und, auf ein sinnlich Glueck beflissen,
Vergessen sie die Mueh um ein unendlich Glueck.

Der Kandidat

Ein Kandidat, der gern befoerdert werden wollte,
Lag einem sehr beruehmten Mann,
Der viel vermocht, instaendig an,
Dass er sein Glueck ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Ratstuhl offen war,
Dem Goenner eine Bittschrift dar.
Der Goenner las sie durch, und las sie mit Vergnuegen.
"Es kraenkt mich", fing er an, und nahm ihn bei der Hand,

"Dass ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb und ehre den Verstand.
Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen."
Er sprach darauf mit ihm, und was der Juengling sprach,
Verriet den besten Geist, geschaffen zum Studieren,
Zum groessten Amte nicht zu schwach,
Und wert, die andern zu regieren.

"Ach!" sprach der Goenner ganz erfreut,
"Nun kenn ich Sie; das Amt ist Ihre",
Und in der groessten Freundlichkeit
Ging er mit ihm bis vor die Tuere.
Hier bot der Juengling ihm ein grosses Goldstueck an,
Um sichrer noch zu gehn. "Nein", sprach der wackre Mann,
"Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke gibt, nimmt sie auch wieder an;
Ihr Herz ist schlecht." Hier griff er nach der Tuere.

Der Knabe

Ein Knabe, der den fleissigen Papa,
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt auch den Himmel kennenlernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn,
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel sehn.
"Was heisst es denn", sprach drauf der Knabe,
"Dass ich fast nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun faellt mirs ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater faengt es anders an,
Er blinz zuweilen zu, das hab ich nicht getan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weiss ich, was ich tu."
Und hurtig hielt er sich die Augen beide zu,
Und sah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! Was sah er denn? Das alles, was du siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der Kranke

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
Tat alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befrein.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,

Schlug ihm geheimnisvoll ein magisch Mittel vor.
"Ihr muesst Euch", zischt sie ihm ins Ohr,
"Auf eines Frommen Grab bei frueher Sonne setzen,
Und Euch mit dem gefallenen Tau
Dreimal die Hand, dreimal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau."
Der Kranke tat, was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was tut man nicht, ein Uebel los zu sein?
Er ging zum Kirchhof hin, und zwar, sobald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein,
Und las: "Wer dieser Mann gewesen,
Laesst, Wanderer, dich sein Grabmal lesen:
Er war das Wunder seiner Zeit,
Das Muster wahrer Froemmigkeit;
Und, dass man viel mit wenig Worten sagt,
Er ists, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt."
Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelaehmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Kur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betruebt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und setzt sich auf das naechste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmaehlich ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelaehmten Glieder,
Und, ohne Schmerz und ohne Stab,
Verliess er dieses fromme Grab.
"Ach", rief er, "laesst kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?"
Der Kuester kam von ungefaehr herbei;
Den fragt der Mann, wer hier begraben sei?
Der Kuester laesst sich lange fragen,
Als koennt ers ohne Scheu nicht sagen.
"Ach!" hub er endlich seufzend an:
"Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereien glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Kuenste trieb,
Komoedien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behauptete,
Ein Neuling und ein Boesewicht."
"Nein!" sprach der Mann, "das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten;
Doch jener dort, den ihr fuer fromm gehalten,
Von dem sein Grab so ruehmlich spricht,
Der war gewiss ein Boesewicht."

Der Kuckuck

Der Kuckuck sprach mit einem Star,
Der aus der Stadt entflohen war.
"Was spricht man", fing er an zu schreien,
"Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?
Was spricht man von der Nachtigall?"
"Die ganze Stadt lobt ihre Lieder."
"Und von der Lerche?" rief er wieder.
"Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall."
"Und von der Amsel?" fuhr er fort.
"Auch diese lobt man hier und dort."
"Ich muss dich doch noch etwas fragen:
Was", rief er, "spricht man denn von mir?"
"Das", sprach der Star, "das weiss ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele redt von dir."
"So will ich", fuhr er fort, "mich an dem Undank raechen,
Und ewig von mir selber sprechen."

Der Luegner

Ihr Meister in der Kunst zu luegen,
Ruehmt euren Witz, schlau zu betruegen,
Soviel ihr uns davon erzaehlt:
So wett ich doch, dass euch die rechte List noch fehlt.
Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug streitig machen.

In London sass ein boeser Bube
Nebst einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube,
Und tat auf seinen Leib dem einen ein Gebot.*
Doch Niklas schwor, dass ihn der Teufel holen sollte,
Eh er fuer diesen Preis dem Arzt sich lassen wollte.
"Herr", schrie der andre Delinquent,
"Sagt, wie Ihr um den Kerl so lange handeln koennt?
Lasst seinen magern Leib den Raben.
Seht, wie gesund ich bin, wie fett! Ihr sollt mich haben.
Und wisst Ihr, was Ihr geben sollt?
Ich will es billig mit Euch machen:
Drei Gulden. Bin ich tot: so schneidet, wie Ihr wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen."
Kaum hat er noch das Geld empfangen:
So rief der witzge Delinquent:
"Gelogen! Herr, seht zu, wie Ihr mich kriegen koennt!
Ich werd in Ketten aufgehangen."

Der Maler

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Liess einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Dass ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und dass es, um recht schoen zu sein,
Weit minder Kunst verraten sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gruenden,
Und konnt ihn doch nicht ueberwinden.
Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
"O", rief er, bei dem ersten Blicke,
"Ihr Goetter, welch ein Meisterstueckel!
Ach welcher Fuss! O wie geschickt
Sind nicht die Naegel ausgedrueckt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht,
Ist in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Ruestung angebracht!"

Der Maler ward beschaemt geruehret,
Und sah den Kenner klaeglich an.
"Nun", sprach er, "bin ich ueberfuehret!
Ihr habt mir nicht zuviel getan."
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefaellt;
So ist es schon ein boeses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhaelt:
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Der Polyhistor

An jenem Fluss, zu dem wir alle muessen,
Es mag uns noch so sehr verdruessen,
An jenem Fluss kam einst ein hochgelehrter Mann,
Bestaeubt von seinen Buechern, an,
Und eilte zu des Charons Kahn.
"Willkommen!" fing der Faehrmann an,

Indem er sich aufs Ruder lehnte,
Und bei dem Wort Willkommen herzlich gaehte,
"Wer seid Ihr denn, mein lieber Mann?"
"Ein Polyhistor", sprach der Schatten,
"Fuer den die Schulen Ehrfurcht hatten--"
Indem er noch vor Charons Kahn
Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stuempfern redte,
Und von Quartanten schrie, die er geschrieben haette,
Kam noch ein anderer Schatten an,
Mit einer demutsvollen Miene.
"Und wer seid Ihr, auch ein gelehrter Mann?"
"Ich zweifle sehr", sprach er, "ob ich den Ruhm verdiene.
Ich habe nichts als mich studiert.
Nichts als mein Herz, das mich so oft verfuehrt,
Des Tiefe sucht ich zu ergruenden,
Um meine Ruh und anderer Ruh zu finden;
Allein soviel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler ueberzeugen."

Der Polyhistor hoerts und lacht,
Und eilt, um in den Kahn zuallererst zu steigen.
"Zurueck!" rief Charon ziemlich hart,
"Ich muss zuerst den Klugen ueberfahren,
Kaum einer koemmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten Eurer Art,
Die stolze Polyhistor waren,
Hab ich mich schon bald lahm gefahren."

Der Prozess

Ja, Prozesse muessen sein!
Gesetzt, sie waeren nicht auf Erden,
Wie koennt alsdann das Mein und Dein
Bestimmt und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur.
Drum, Bruder, recht' und streite nur.
Du siehst, man will dich uebertaeuben;
Doch gib nicht nach, setz alles auf,
Und lass dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muss doch Recht bleiben.
"Was spricht Ihr, Nachbar? Dieser Rain,
Der sollte, meint Ihr, Euer sein?
Nein, er gehoert zu meinen Hufen."

"Nicht doch, Gevatter, nicht, Ihr irrt;
Ich will Euch zwanzig Zeugen rufen,
Von denen jeder sagen wird,

Dass lange vor der Schwedenzeit--"

"Gevatter, Ihr seid nicht gescheit!
Versteht Ihr mich? Ich will Euchs lehren,
Dass Rain und Gras mir zugehoeren.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch tun."

So saget Kunz, schlaegt in die Hand,
Und rueckt den spitzen Hut die Quere.
"Ja, eh ich diesen Rain entbehre,
So meid ich lieber Gut und Land."
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein, Herr Glimpf, sein Advokat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er laeuft, und holt Herrn Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das moeglich sein?
Kunz war zu Fuss, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, dass ich luegen werde?
Ich bitt euch, stellt das Reden ein,
Sonst werd ich, diesen Schimpf zu raechen,
Gleich selber mit Herrn Glimpfen sprechen.

Ich sag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und gruesst Herr Glimpfen.
"Herr!" faengt er ganz erbittert an,
"Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen;
Der, denkt nur, spricht, der schmale Rain,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der waere sein.
Allein den will ich sehn, der mich darum betrueget.
Herr", fuhr er fort, "Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O dient mir wider ihn, und helft die Sach entscheiden."

"Kein Mensch", versetzt Herr Glimpf, "dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das groesste Recht in Haenden;
Aus Euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestuemen!
Ich will mich zwar nicht selber ruehmen,
Dies tut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses koennt Ihr leicht erfahren,
Ob ein Prozess, seit zwanzig Jahren,
Von mir verloren worden ist?
Ich will Euch Eure Sache fuehren,
Ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht verlieren."
Glimpf reutet fort. "Herr", ruft ihm Kunz noch nach,
"Ich halte, was ich Euch versprach."

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird vollgeschrieben.
Das halbe Dorf muss in das Amt;
Man eilt, die Zeugen abzuhoeren,
Und fuenfundzwanzig muessen schwören,
Und diese schwören insgesamt,
Dass, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehoerte.
Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiss zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich daechte,
Du haettest nicht das groesste Recht.

Manch widrig Urteil koemmt; doch lasst es widrig klingen!
Glimpf muntert den Klienten auf:
"Lasst dem Prozesse seinen Lauf,
Ich schwör Euch, endlich durchzudringen,
Doch--
"Herr, ich hoer es schon; ich will das Geld gleich bringen."

Kunz borgt manch Kapital. Fuenf Jahre waehrt der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du musst die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urteil koemmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was tuts, dass Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, dass er den Rain gewinnt.
"O", ruft er, "lernt von mir, den Streit aufs hoechste treiben,
Ihr seht ja, Recht muss doch Recht bleiben!"

Der Reisende

Ein Wanderer bat den Gott der Goetter,
Den Zeus, bei ungestuemem Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zeus laesst sich nicht bewegen;
Der Himmel stuermt mit Wind und Regen,
Denn stuermisch sollt es heute sein.
Der Wanderer setzt mit bitterer Klage,
Dass Zeus mit Fleiss die Menschen plage,
Die saure Reise muehsam fort.
Sooft ein neuer Sturmwind wuetet,
Und schnell ihm stillzustehn gebietet:
Sooft ertoent ein Laesterwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;

Er eilt, dem Regen und den Stuermen
In diesem Holze zu entgehn;
Doch eh der Wald ihn aufgenommen:
So sieht er einen Raeuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Raeuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Naesse schlaff gezogen;
Er zielt, und fasst den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider;
Der Pfeil faellt matt vor dem danieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

"O Tor!" laesst Zeus sich zornig hoeren,
"Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Haett ich dir Sonnenschein gegeben,
So haette dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt."

Der Schatz

Ein kranker Vater rief den Sohn.
"Sohn!" sprach er, "um dich zu versorgen,
Hab ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;
Er liegt--" Hier starb der Vater schon.
Wer war bestuerzter als der Sohn?
"Ein Schatz! (So waren seine Worte.)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo find ich ihn?" Er schickt nach Leuten aus,
Die Schaetze sollen graben koennen,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgraebt den Garten und das Haus,
Und graebt doch keinen Schatz heraus.
Nach viel vergeblichem Bemuehen
Heisst er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach,
Und findt mit leichter Mueh (wie gross war sein Vergnuegen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

Vielleicht, dass mancher eh die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mindrer Mueh die Wahrheit suchen wollte.
Und mancher haette sie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie waere tief versteckt.
Verborgen ist sie wohl; allein nicht so verborgen,
Dass du der finstern Schriften Wust,

Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen,
Bis auf den Grund durchwuehlen musst.
Verlass dich nicht auf fremde Mueh,
Such selbst, such aufmerksam, such oft: du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die alle noetig haben,
Die uns, als Menschen, gluecklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt; nicht tief vergraben.

Der Selbstmord

O Juengling, lern aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Traenen zwingt,
Was fuer bejammernswerte Fruechte
Die Liebe zu den Schoenen bringt!
Ein Beispiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Juengling, der durch fruehe Tugend
Zur groessten Hoffnung Anlass gab;

Den zwang die Macht der schoenen Triebe,
Climenen zaertlich nachzugehn.
Er seufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.

Fussfaellig klagt er ihr sein Leiden.
Umsonst! Climene heisst ihn fliehn.
Ja, schreit er, ja, ich will dich meiden,
Ich will mich ewig dir entziehn.

Er reisst den Degen aus der Scheide,
Und--o was kann verwegner sein!
Kurz, er besieht die Spitz und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Der sterbende Vater

Ein Vater hinterliess zween Erben,
Christophen, der war klug, und Goergen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betruebt nach seinem Christoph um.
"Sohn", fing er an, "mich quaeln ein trauriger Gedanke:
Du hast Verstand, wie wird dirs kuenftig gehn?
Hoer an, ich hab in meinem Schranke
Ein Kaestchen mit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,

Und gib dem Bruder nichts davon."
Der Sohn erschrak und stutzte lange.
"Ach Vater", hub er an, "wenn ich so viel empfangen,
Wie koemmt alsdann mein Bruder fort?"
"Er?" fiel der Vater ihm ins Wort,
"Fuer Goergen ist mir gar nicht bange,
Der koemmt gewiss durch seine Dummheit fort."

Der suesse Traum

Mit Traeumen, die uns schoen betruengen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnuegen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht, aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein grosser Schatz herauf.
Und schnell baut er aus seiner Huette
Im Schlafe schon ein Lustschloss auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Klienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Laesst er, die ihn vordem kaum nannten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn.
Die Schoene, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sproedigkeit betruebt,
Muss Timons Glueck vollkommen machen;
Denn traeumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen,
Und ruft, als dies ihm traeuimt, vergnuegt;
Er lallt: "O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?"
Sein Schlafgeselle hoert ihn lallen;
Er hoert, dass ihn ein Traum verfuehrt,
Und tut ihm liebeich den Gefallen,
Und macht, dass sich sein Traum verliert.
"Freund", ruft er, "lass dich nicht betruengen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!"
"O boeser Freund, um welch Vergnuegen",
Klagt Timon aengstlich, "bringst du mich!
Du machest, dass mein Traum verschwindet;
Warum entziehst du mir die Lust?
Genug, ich hielt sie fuer gegrundet,
Weil ich den Irrtum nicht gewusst."

Oft quaelit ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit;
Oft seid ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seid.

Wer heisst euch uns den Irrtum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt?
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schadt, als nuetzt?
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnuegen
Entstehen, weil man dunkel sieht.
Was denkt der Held bei seinen Schlachten?
Er denkt, er sei der groesste Held.
Goennt ihm die Lust, sich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Mut entfaellt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch goennt ihr ihre Freude,
Und lasst das arme Weib dabei.
Was glaubt der Ehemann von Lisetten?
Er glaubt, dass sie die Keuschheit ist.
Er irrt; ich wollte selber wetten;
Doch schweigt, wenn ihr es besser wisst.
Was denkt der Philosoph im Schreiben?
Mich liest der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch lasst ihn irrig bleiben,
Damit er Lust zum Denken hat.
Durchsucht der Menschen ganzes Leben:
Was treibt zu grossen Taten an?
Was pflegt uns Ruh und Trost zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein suesser Wahn.
Genug, dass wir dabei empfinden!
Es sei auch tausendmal ein Schein!
Sollt aller Irrtum ganz verschwinden:
So waer es schlimm, ein Mensch zu sein.

Der Tanzbaer

Ein Baer, der lange Zeit sein Brot ertanzen muessen,
Entrann, und waehte sich den ersten Aufenthalt.
Die Baeren gruessten ihn mit bruederlichen Kuessen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Baer den andern sah:
So hiess es: Petz ist wieder da!
Der Baer erzaehlte drauf, was er in fremden Landen
Fuer Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehoert, getan!
Und fing, da er vom Tanzen redte,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schoen zu tanzen an.
Die Brueder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brueder;

Allein anstatt, wie er, zu gehn:
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Laenge lang danieder.
Um desto mehr liess sich der Taenzer sehn;
Doch seine Kunst verdross den ganzen Haufen.
Fort, schrien alle, fort mit dir!
Du Narr willst klueger sein, als wir?
Man zwang den Petz, davonzulaufen.

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder aehnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen andern bist;
Je mehr nimm dich in acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ists, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Kuensten ruehmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Der Tartarfuerst

Ein Tartarfuerst, von dem man in Geschichten preist,
Dass er, als Prinz, Europa durchgereist,
Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
Dass kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie naehrten nach wie vor ihr Kind mit ihren Bruesten,
Und glaubten; dass sie der Natur
Und ihren Muettern folgen muessten.
Der Chan fing an, sich zu entruesten,
Gab ein sehr scharf Mandat, und schwur,
Dass jede Frau vom Stande sterben sollte,
Die fuer ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil sie sich gezwungen sahn:
So nahmen sie denn Ammen an.
Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu naehren.
Die meisten fingen an, dem Chan den Tod zu schw hoeren.
Einst, als der Tartarfuerst sich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und sprach, von edlem Grimm entbrannt:
"Hoer auf, mein Kind mir abzudraengen,
Sonst bin ich hier, dich umzubringen!
Ich saeug es selbst, und saeug es mir zur Lust,
Deswegen hab ich diese Brust.
In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fuerst, kein Tier beschaemen."

Der gute Tartarfuerst erschrak,
Und unterliess, um nicht sein Leben zu verlieren,
Den europaeischen Geschmack
In seinen Horden einzufuehren.

Der Tod der Fliege und der Muecke

Der Tod der Fliege heisst mich dichten;
Der Tod der Muecke heischt mein Lied.
Und klaeglich will ich dir berichten,
Wie jene starb, und die verschied.
Sie setzte sich, die junge Fliege,
Voll Mut auf einen Becher Wein;
Entschloss sich, tat drei gute Zuege,
Und sank vor Lust ins Glas hinein.

Die Muecke sah die Freundin liegen.
"Dies Grabmal", sprach sie, "will ich scheun.
Am Lichte will ich mich vergnuegen,
Und nicht an einem Becher Wein."

Allein, verblendet von dem Scheine,
Ging sie der Lust zu eifrig nach;
Verbrannte sich die kleinen Beine,
Und starb nach einem kurzen Ach.

Ihr, die ihr euren Trieb zu naehren,
In dem Vergnuegen selbst verdarbt,
Ruht wohl, und lasst zu euren Ehren
Mich sagen, dass ihr menschlich starbt.

Der unsterbliche Autor

Ein Autor schrieb sehr viele Baende,
Und ward das Wunder seiner Zeit;
Der Journalisten guetge Haende
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er sah, vor seinem sanften Ende,
Fast alle Werke seiner Haende
Das sechste Mal schon aufgelegt,
Und sich, mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer spanischen Peruecke
Vor jedes Titelblatt gepraegt.
Er blieb vor Widersprechern sicher,

Und schrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entseelt;
Und das Verzeichnis seiner Buecher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drei Bogen und drei Seiten ein.
Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine goettliche Methode
Hiess eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloss beruehmt gewesen,
Weil Stuemper ihn gelobt, eh Kenner ihn gelesen.

Beruehmt zu werden, ist nicht schwer,
Man darf nur viel fuer kleine Geister schreiben;
Doch bei der Nachwelt gross zu bleiben,
Dazu gehoert noch etwas mehr,
Als, seicht am Geist, in strenger Lehrart schreiben.

Der Wuchrer

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem graeflichen Vermoegen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwur es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Liess er ein Hospital fuer arme Fromme baun.
Indem er nun den Bau zustande brachte,
Und vor dem Hause stund, und heimlich ueberdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte,
Ging ein verschmitzter Freund vorbei.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Dass dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Fragt ihn mit freudigem Geschrei,
Obs gross genug fuer Arme sei?
"Warum nicht?" sprach der Freund. "Hier koennen viel Personen
Recht sehr bequem beisammen sein;
Doch sollen alle die hier wohnen,
Die Ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein."

Der wunderbare Traum

Aus einem alten Fabelbuche
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst fuehrt ichs meinen Lesern an),
Aus dem ich mich Rats zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann;
Ans diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst getan,
Will ich mir einen Traum erwählen.
Als ich einmal, so faengt mein Autor an,
Nach seiner Weise zu erzaehlen,
In einer Kirche sass, so fiel mir jaehling ein:
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht waehlen,
Doch wohl die froemmste Seele sein?
In den Gedanken schlief ich ein,
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen,
"Du", sprach er, "wuenschest dir, das froemmste Herz zu sehen?"
Und ruehrte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
Mir kam, sobald er dies getan,
Ein sanfter kalter Schauer an.
Und ploetzlich sah ich mich in heiligem Glanze stehen.
"Fang an", sprach er, "die Kirche durchzugehen.
Der, den dein Glanz so ruehrt, dass er dich dreimal kuesst,
Der hat das froemmste Herz, das hier zu finden ist."

Ich ging, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz hart vor der Sakristei
Einmal, und noch einmal, vorbei,
Weil mir es schien, als wolle man mich kuessen.
Ich wartete noch eine gute Frist,
Und ward einmal; allein ganz kalt, gekuesst.

Ich ging darauf in die Kapellen,
In denen ich die froemmsten Mienen fand,
Und alles schien sich aufzuhellen,
Man laechelte, man tat galant
Und kuesste mir zur Not die Hand.

Drauf liess ich mich auf einer hoehern Buehne
Gesichtern, voll von Ernst und tiefer Weisheit, sehn.
Ich blieb ein feines Weilchen stehn.
Sie sahn mich an, und machten eine Miene,
Als ob sie sich an mir schon satt gesehn.
Und ungekuesst musst ich von dannen gehn.

Ich stellte mich nun vor die niedern Staende.
Hier warfen mir viel weisse Haende,
Da einen Kuss, dort einen zu.
Ich liess mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz! wo wohnest du?
Allein man wollt es nicht, mich zu umarmen, wagen,

Und ich ging ganz betruet auf meinen Schutzgeist zu.
Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
Indem, dass ich noch durch die Halle schlich,
Sah mich, in einem schlechten Kleide,
Ein liebes Maedchen an, und seht, sie kuesste mich
Mit einer ploetzlichen und unschuldsvollen Freude.
Und eh ich noch von ihr den dritten Kuss erhielt:
So fuehlt ich schon die selgen Triebe
Der Redlichkeit und Menschenliebe
So stark in mir, als ich sie nie gefuehlt.
Ein Maedchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Besitzt das beste Herz! Ich rief es, und erwachte.

Der zaertliche Mann

Die ihr so eifersuechtig seid,
Und nichts als Unbestaendigkeit,
Den Maennern vorzuruecken pfeget!
O Weiber, ueberwindet euch,
Lest dies Gedicht und seid zugleich
Beschaemt, und ewig widerleget.
Wir Maenner sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns ist die Treu ins Blut geschrieben.
Beweist es! hoer ich alle schrein.
Recht gut! Es soll bewiesen sein.

Ein liebes Weib ward krank, wovon? Von vieler Galle?
Die alte Spoetterei! Kein Kluger glaubt sie mehr.
Nein, nein, die Weiber siechten alle,
Wenn diese Uebel schaedlich waer.
Genug, sie ward sehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Maennern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschuetten;
Er laesst fuer seine Frau in allen Kirchen bitten,
Und gibt noch mehr dafuer, als sonst gebraeuchlich war:
Und doch vermehrt sich die Gefahr.
Er aechzt, er weint und schreit, er will mit ihr verderben.
"Ach Engel", spricht die Frau, "stell deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnuegen sterben,
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu frein."
Er schwuert, sich keine mehr zu waehlen.
"Dein Schatten", ruft er, "soll mich quaelen,
Wenn mich ein zweites Weib besiegt."
Er schwuert. Nun stirbt sein Weib vergnuegt.
Wer kann den Kummer wohl beschreiben,
Der unsern Witwer ueberfaellt?

Er weiss vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt.
Er opfert seiner Frau die allertreusten Klagen,
Bleibt ohne Speis und Trank, sucht keine Lagerstatt;
Er klagt, und ist des Lebens satt.
Indes befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Witwer tritt betraent an ihren Sarg hinan.
"Was?" faengt er ploetzlich an zu fluchen,
"Was, Henker, was soll dieses sein?
Fuer eine tote Frau ein Brautkleid auszusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder frein:
So muesst ich ja ein neues machen lassen."

Ihr Leute kraenkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und lasst dem armen Witwer Zeit;
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Der Zeisig

Ein Zeisig wars und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an, ihr goettlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der suesse Schall.
"Ach welcher singt von beiden doch so schoen?
Den Vogel moecht ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Voegel gleich herein.
"Hier", spricht er, "sind sie alle beide;
Doch welcher wird der schoene Saenger sein?
Getraust du dich, mir das zu sagen?"
Der Sohn laesst sich nicht zweimal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin:
"Der", spricht er, "muss es sein, so wahr ich ehrlich bin.
Wie schoen und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schoene Lieder;
Dem andern sieht mans gleich an seinen Federn an,
Dass er nichts Kluges singen kann."

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft wie dieser Knabe schliesst?
Wem Farb und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax koemmt, und kaum ist Stax erschienen:
So haelt man ihn auch schon fuer klug.
Warum? Seht nur auf seine Mienen,
Wie vorteilhaft ist jeder Zug!

Ein anderer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene nichts verspricht:
So schliesst man, bei dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Peruecke,
Dass ihm Verstand und Witz gebricht.

Die Bauern und der Amtmann

Ein sehr geschickter Kandidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
Tat auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie getan:
So stund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein anderer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studieret,
Und Gottes Wort, wie sichs gebuehret,
Bald griechisch, bald ebraeisch angefuehret,
Die Kirchenvaeter oft zitiert,
Die Ketzer stattlich ausschaendieret,
Und stets so fein schematisieret,
Dass er der Bauern Herz geruehret.
"Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt Er nur Bericht,
Wir moegen diesen Herrn nicht haben."
"So sagt doch nur, warum denn nicht?"
"Er hoerts ja wohl, er hat nicht solche Gaben
Wie der verstorbne Herr."

Der Amtmann widerspricht;
Der Suprintend ermahnt. Umsonst, sie hoeren nicht.
Man mag Amphion sein, und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr koemmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publiziert.
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!

Man oeffnet den Befehl. Und seht, der Landsherr wollte,
Dass man dem Kandidat das Priestertum vertraun,
Den Bauern Gegenteils es hart verweisen sollte.

Der Suprintend fing an die Bauern zu erbaun,
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
"Herr Doktor!" fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
"Wozu soll diese Sanftmut dienen?
Ihr Richter, Schoeppen und so fort,
Hoert zu! Ich will mein Amt verwalten.

Ihr Ochsen, die ihr alle seid!
Euch Flegeln geb ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagts, wollt ihr oder nicht? denn itzt sind wir noch da."

Die Bauern laechelten: "Ach ja, Herr Amtmann, ja!"

Die beiden Hunde

Dass oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und dass der groesste Teil der Welt
Das Schlechte fuer das Gute haelt;
Dies Uebel sieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, dass sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdringen laesst.
Ein einzig Mittel ist auf Erden;
Allein es ist unendlich schwer.
Die Narren muessten weise werden,
Und seht, sie werdens nimmermehr.
Nie kennen sie den Wert der Dinge.
Ihr Auge schliesst, nicht ihr Verstand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt.

Zween Hunde dienten einem Herrn,
Der eine von den beiden Tieren,
Joli, verstund die Kunst, sich lustig aufzufuehren,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und spielte voller Ungestuem.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Spruenge;
Seht, hiess es, alles lebt an ihm!
Oft biss er mitten in dem Streicheln:
So falsch und boshaft war sein Herz;
Gleich fing er wieder an zu schmeicheln:
Dann hiess sein Biss ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt und schrie:
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen:
Er hiess der lustige Joli.
Mit ihm vergnuegte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette;
Und beide teilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber uebertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen.
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,
Ging oeffters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es noetig war.
Er stirbt. Man hoert ihn kaum erwaehten,
Man traegt ihn ungeruehmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fliessen Traenen!
Seht, ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.

So gilt ein bisschen Witz mehr, als ein gutes Herz!

Die beiden Knaben

Ein juengrer und ein aeltreer Bube,
Die der noch fruehe Lenz aus der betrueteten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht, weil gleich ihr Informator schlief,
Gerieten beid an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
"Ach Bruder", sprach der kleine Bube,
"Was meinst du, ist das Loch wohl tief?
Ich haette Lust"--"Was? Lust, hineinzuspringen?
Du musst doch ausgelassen sein.
Versuch es nicht und spring hinein,
Du koenntest dich ums Leben bringen.
Wir koennen uns ja sonst noch wohl erfreuen,
Als dass wir uns und unsern Kleidern schaden,
Und kindisch Schnee und Eis durchwaden.
Und koemmst du drauf zum Vater nass hinein:
So hast du da erst auszubaden."
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
"Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?"
Und kurz und gut, er sprang hinein,
Und liess sichs wohl in seiner Grube sein;
Doch kaum war er vor Kaelte fortgelaufen:
So sprang der Philosoph so gut wie er hinein.

Dies ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System, und von Grundsuetzen voll,
Beweisen sie das, was man lassen soll,
So froh, als ob sie nichts von den Begierden wuessten.
Sie sind von besserm Ton als wir.
Sie baendigen ihr Herz durch die Gewalt der Schluesse.
Uns Armen ist die Torheit suesse;

Doch ihnen ekelt nur dafuer.
Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern sehn,
Und denken nicht daran, dass wir uns so vergehn.
Sie aber, die gelehrt sich aller Torheit schaemen,
Begehn die Tat, die sie uns uebelnehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Die beiden Maedchen

Zwo junge Maedchen hofften beide,
Worauf? Gewiss auf einen Mann;
Denn dies ist doch die groesste Freude,
Auf die ein Maedchen hoffen kann.
Die juengste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt ein rund Gesicht, und eine zarte Haut;
Doch eine sehr gezwungne Miene.
So fest geschnuert sie immer ging,
So viel sie Schmuck ins Ohr, und vor den Busen hing,
So schoen sie auch ihr Haar zusammenrollte;
So ward sie doch bei alledem,
Je mehr man sah, dass sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.
Die andre Schwester, Caroline,
War im Gesichte nicht so zart;
Doch frei und reizend in der Miene,
Und liebeich mit gelassner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt,
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht muehsam aus,
Sie prahlte nicht mit teuren Kostbarkeiten.
Ein artig Band, ein frischer Strauss,
Die ueber ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemessne Tracht
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freier kam; man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt, und hiess sie schoen;
Allein sein Herz blieb frei, er wollte wieder gehn.
Kaum aber sah er Carolinen:
So blieb er vor Entzueckung stehn.

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur;
Die erste prahlt mit weit gesuchtem Schimmer,

Sie fesselt nicht; sie blendet nur.
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Laesst sich bescheiden sehn; und so gefaellt sie allen.

Die beiden Schwalben

Zwo Schwalben sangen um die Wette,
Und sangen mit dem groessten Fleiss;
Doch wenn die eine schrie, dass sie den Vorzug haette,
Gab doch die andre sich den Preis.
Die Lerche koemmt. Sie soll den Streit entscheiden;
Und beide stimmen herzhaft an.
"Nun", hiess es: "sprich, wer von uns beiden
Am meisterlichsten singen kann?"
"Das weiss ich nicht", sprach sie bescheiden,
Und sah sie ganz mitleidig an,
Und wollte sich nach ihrer Hoehe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.
"So", sprach sie, "will ichs denn gestehn:
Die kann so gut wie jene singen;
Doch singt, solange ihr wollt, es singt doch keine schoen.
Hoert man das Lied geistreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen."

Ihr mittelmaessigen Skribenten,
O wenn wir euch doch friedsam machen koennten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Lasst keinen Streit entstehn.
Wir wollen keinen von euch kraenken;
Der eine kann so gut wie jener denken;
Doch keiner von euch denket schoen.
Ihr Schwaetzer! Zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit.
Solange wir Mosheime haben:
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Dass ihr beredte Kinder seid.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gruendlichen! o bleibt in Ruh.
Du demonstrierst wie er, und er so fein wie du;
Allein solange wir Leibnize vor uns haben:
So hoert euch keine Seele zu.
O zankt nicht um des Phoebus Gaben,
Reimreiche Saenger unsrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein solange wir noch Hagedorne haben:
So denkt man nicht daran, dass ihr zugegen seid.

Die beiden Waechter

Zween Waechter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich, aus aller Macht,
Auf allen Bier- und Branntweinbaenken,
Und ruhten nicht, mit poebelhaften Raenken,
Einander bis aufs Blut zu kraenken;
Denn keiner brannte von dem Span,
Woran der andre sich den Tabak angezuendet,
Aus Hass den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angetan,
Den taten sie einander an.
Und jeder wollte bloss den andern ueberleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoss zu geben.
Man riet und wusste lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da musste sichs denn offenbaren,
Warum sie, seit so vielen Jahren,
So heidnisch unversoehnlich waren.
Was war der Grund? Der Brotneid? War ers nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht!
Allein so sang der andre nicht.
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiedenen Art,
An die sich beid im Singen zaenkisch banden;
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Hass, und Rach, und Wut entstanden.

Die Waechter, hoer ich viele schrein,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mussten grosse Narren sein.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr koenntet sonst ungluecklich sein.
Wisst ihr denn nichts von so viel grossen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Silben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der groessten Wut entzweiten?

Die Betschwester

Die froemmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat,
Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon getan:
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:
So fleht sie doch um Maessigkeit im Essen.
Und ob sie gleich auf alle Pfaender leiht:
So seufzt sie doch um Trost bei ihrer Duerftigkeit.

Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweimal aus,
Und reisst dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.

Zwoelf Lieder stimmt sie taeglich an.
Wer koemmt? Ists nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stoeren?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hoeren.
Geh nur, und hungre, wie zuvor.
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll sie dies Herz vom Himmel lenken,
Und itzt an einen Armen denken?

Sie singt, und traegt das Essen singend auf.
Sie isst, und schmaelt auf boeser Zeiten Lauf;
Allein wer klopft schon wieder an die Tuere?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brot--
"Geht, quaelt mich nicht mit Eurer Not,
Wenn ich die Hand zum Munde fuehre.
Nicht wahr, Ihr singt und betet nicht?
Seid fromm, und denkt an Eure Pflicht:
Der Herr vergisst die Seinen nicht.
Wenn seht Ihr mich denn betteln gehen?
Allein man muss zu Gott auch bruenstig schrein und flehen."

Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn als Erbarmen?
Nein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis,
Und weist sie zu Gebet und Fleiss;
Ist dieses nicht der Schrift Geheiss?
Sie dient ja gern mit ihren Guetern,
Allein nur redlichen Gemuetern.
Ist wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das, in der Not, bei ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen:
So eilt sie doch, dem Weibe beizuspringen.

Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
Die Welt mag noch soviel an ihr zu tadeln finden.

Nicht nur den Lebenden nuetzt ihre Mildigkeit;
O nein! Sie weiss sich auch die Toten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wenn sprechen nicht die Leichengaeste:
Beatens Kranz war doch der beste!
Welch schoenes Kruzifix! Von wem wird dieses sein?
Beate schickts und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt sie mein Erblassen:
So wird sie meinen Sarg gewiss versilbern lassen.

Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird sie kuenftigs neue Jahr,
So sehr die andern sie beneiden,
Zum dritten Male doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie solls aus Ehrsucht tun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Kollekte
Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate wars, sie leiht dem Herrn,
Und was sie gibt, das gibt sie gern.
Was kann denn sie dafuer, dass es die Leute sehen?

Beate! lass die Laestrer schmaehen,
Und lass sie aus Verleumdung sprechen,
Du sollst die Allmacht nur bestechen,
Dass fuer den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Lass dich von andern spoettisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
Als waere dies fuer dich die liebste Neuigkeit,
Wenn andern Not und Unglueck draeut;
Als haettest du nichts als der Tugend Schein.
Schweigt, Spoetter, schweigt! Dies kann nicht sein;
Denn betend steht sie auf, und singend schlaeft sie ein.

Die Biene und die Henne

"Nun Biene", sprach die traege Henne,
"Dies muss ich in der Tat gestehn,
So lange Zeit, als ich dich kenne:
So seh ich dich auch muessiggehn.
Du sinnst auf nichts, als dein Vergnuegen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blueten Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemuehn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch,
Waer ich wie du, ich taet es auch.

Was brauchst du andern viel zu nuetzen?
Genug, dass wir so manchen Morgen
Mit Eiern unser Haus versorgen."
"O!" rief die Biene, "spotte nicht!
Du denkst, weil ich bei meiner Pflicht
Nicht so, wie du bei einem Eie,
Aus vollem Halse zehnmahl schreie:
So, denkst du, waer ich ohne Fleiss.
Der Bienenstock sei mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich, oder eine traege Henne?
Denn wenn wir auf den Blumen liegen:
So sind wir nicht auf uns bedacht;
Wir sammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnuegen.
Macht unser Fleiss kein gross Geraeusch,
Und schreien wir bei warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neste, heisch:
So praege dir es itzund ein:
Wir hassen allen stolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muss in Rost und Kuchen
Fleiss, Kunst und Ordnung untersuchen.

Auch hat uns die Natur beschenkt,
Und einen Stachel eingesenkt,
Damit wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht verstehn,
Doch meistern, und verachten wollen:
Drum, Henne! rat ich dir, zu gehn."

O Spoetter, der mit stolzer Miene,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt;
Dich unterrichtet dieses Bild.
Die Dichtkunst ist die stille Biene;
Und willst du selbst die Henne sein:
So trifft die Fabel voellig ein.
Du fragst, was nuetzt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nuetzt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit, durch ein Bild, zu sagen.

Die Ente

Die Ente schwamm auf einer Pfuete,
Und sah am Rande Gaense gehn,

Und konnt aus angebornem Witze
Der Spoetterei unmoeglich widerstehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreimal laut,
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geschrei und Lachen
So gluecklich ist, ihm Luft zu machen.
Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
"Was", sprach sie, "hast du uns zu sagen?"
"Ach nichts! Ich hab euch zugesehn,
Ihr koennt vortrefflich auswaerts gehn.
Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt ich euch nur fragen."
"Das", sprach die Gans, "will ich dir gerne sagen;
Allein du musst mit mir spazierengehn."

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Groessre schmaehet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, dass an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blaehet,
Dieselben Fehler auch versteckt.
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben:
So lasst euch nicht daraus vertreiben!

Die Fliege

Dass alle Tiere denken koennen,
Dies scheint mir ausgemacht zu sein.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aesopus hats gesagt, Fontaine stimmt mit ein.
Wer wird auch so missguenstig sein,
Und Tieren nicht dies kleine Gluecke goennen,
Aus dem die Welt so wenig macht?
Denk oder denke nicht, darauf gibt niemand acht.

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunst mit ewgem Stolze blickte,
Dich schnell zum Beifall zwang, und gleich dafuer entzueckte,
Und wenn sie dich durch Schmuck bestuerzt gemacht,
Mit edler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte;
In diesem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Sass eine finstre Flieg auf einem Stein und dachte.
Denn dass die Fliegen stets aus finstern Augen sehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Koeemmt bloss daher, weil sie soviel verstehn,
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So sass auch hier die weise Fliege.

Ein halbes Dutzend ernste Zuege
Verfinsterten ihr Angesicht.
Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
"Woher ist dies Gebaeud entstanden?
Ist ausser ihm wohl jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich sehs nicht ein.
Wer sollte dieser Jemand sein?"
"Die Kunst", sprach die bejahrte Spinne,
"Hat diesen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein bloedes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne,
Und dies beweist, dass ihn die Kunst gebaut."
Hier lachte meine Fliege laut.
"Die Kunst?" sprach sie ganz hoehnisch zu der Spinne.
"Was ist die Kunst? Ich sinn und sinne,
Und sehe nichts, als ein Gedicht.
Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
Nein, dieses Maerchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieser Bau entstanden:
Es kamen einst von ungefaehr
Viel Steinchen einer Art hieher,
Und fingen an, zusammen sich zu schicken.
Daraus entstand der grosse hohle Stein,
In welchem wir uns beid erblicken.
Kann was begreiflicher als diese Meinung sein?"

Der Fliege koennen wir ein solch System vergeben;
Allein dass grosse Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefaehr zum Ursprung geben,
Und lieber zufallsweise leben,
Als einen Gott zum Thron erheben,
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man sie nicht fuer Narren haelt.

Die Frau und der Geist

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Liess sich ein Geist, in einer weissen Tracht,
Vor einer Frau im Bette sehen,
Und hiess sie freundlich mit sich gehen,
Und ging mit ihr auf einen wuesten Platz.
"Frau", sprach der Geist, "hier liegt ein grosser Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen, um die zwoelfte Stunde,
Komm her, dann findest du ein Licht,

Dem grabe nach, doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde:
So wird der Schatz verschwunden sein!"
Die Frau fand, zur gesetzten Stunde,
Die Nacht darauf sich mit dem Grabscheit ein.
Nun, die muss recht beherzt gewesen ein!
Ich faende mich gewiss nicht ein,
Und sollt ich zwanzig Schaetze heben.
Wer stuende mir denn fuer mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund.
Und wenns der Geist recht ehrlich mit mir meint:
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Die Frau verschlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, spricht sie bei sich selbst, beileibe sprich kein Wort,
Sonst rueckt der Schatz auf ewig fort.
Sie haelt, was sie sich vorgenommen.
Sie schweigt und graebt getrost.--Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen.
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
O seht, ein grosser Topf von lauter Golde voll!
O wenn sie doch dasmal nicht redte,
Und zu dem schweren Topf gleich einen Traeger haette!
Ist denn ihr Geist nicht etwan auf dem Platz?
Er koemmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
"Ach", rief sie schnell, "ich muss mich schaemen,
Sie zu bemuehn"--Weg war der Schatz!

Die Geschichte von dem Hute
Das erste Buch

Der erste, der mit kluger Hand,
Der Maenner Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempe hingen flach herab,
Und dennoch wusst er ihn zu tragen,
Dass ihm der Hut ein Ansehn gab.
Er starb, und liess bei seinem Sterben
Den runden Hut dem naechsten Erben.

Der Erbe weiss den runden Hut
Nicht recht gemaechlich anzugreifen;
Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempe aufzusteifen.
Drauf laesst er sich dem Volke sehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn,
Und schreit: Nun laesst der Hut erst schoen!

Er starb, und liess bei seinem Sterben

Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut und schmaelt.

Ich, spricht er, sehe wohl, was fehlt.

Er setzt darauf mit weisem Mute

Die dritte Krempe zu dem Hute.

O, rief das Volk, der hat Verstand!

Seht, was ein Sterblicher erfand!

Er, er erhoehrt sein Vaterland.

Er starb, und liess bei seinem Sterben

Den dreifach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr rein;

Doch sagt, wie konnt es anders sein?

Er ging schon durch die vierten Haende.

Der Erbe faerbt ihn schwarz, damit er was erfaende.

Beglueckter Einfall! rief die Stadt,

So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.

Ein weisser Hut liess laecherlich.

Schwarz, Brueder, schwarz! so schickt es sich.

Er starb, und liess bei seinem Sterben

Den schwarzen Hut dem naechsten Erben.

Der Erbe traegt ihn in sein Haus,

Und sieht, er ist sehr abgetragen;

Er sinnt, und sinnt das Kunststueck aus,

Ihn ueber einen Stock zu schlagen.

Durch heisse Buersten wird er rein;

Er fasst ihn gar mit Schnueren ein.

Nun geht er aus, und alle schreien:

Was sehn wir? Sind es Zaubereien?

Ein neuer Hut! O gluecklich Land,

Wo Wahn und Finsternis verschwinden!

Mehr kann kein Sterblicher erfinden,

Als dieser grosse Geist erfand.

Er starb, und liess bei seinem Sterben

Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Kuenstler gross,

Und bei der Nachwelt unvergessen;

Der Erbe reisst die Schnuere los,

Umzieht den Hut mit goldnen Dressen,

Verherrlicht ihn durch einen Knopf,

Und drueckt ihn seitwaerts auf den Kopf.

Ihn sieht das Volk, und taumelt vor Vergnuegen.

Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!

Ihm, schrie es, ihm allein ist Witz und Geist verliehn!

Nichts sind die andern gegen ihn!

Er starb, und liess bei seinem Sterben

Den eingefassten Hut dem Erben.

Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe liess ihm nie die vorige Gestalt.
Das Aussenwerk ward neu, er selbst, der Hut, blieb alt.
Und, dass ichs kurz zusammenzieh,
Es ging dem Hute fast, wie der Philosophie.

Die glueckliche Ehe

Gedankt sei es dem Gott der Ehen!
Was ich gewuenscht, hab ich gesehen:
Ich sah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bei gleicher Lieb und gleicher Treue,
In kluger Ehe gluecklich war.
Ein Wille lenkte hier zwo Seelen.
Was sie gewaehlt, pflegt er zu waehlen,
Was er verwarf, verwarf auch sie.
Ein Fall, wo andre sich betruebten,
Stoert ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fuehlten nicht des Lebens Mueh.

Da ihn kein Eigensinn verfuehrte,
Und sie kein eitler Stolz regierte:
So herrschte weder sie noch er,
Sie herrschten; aber bloss mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam bloss ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh wir uns vermaehlen,
Uns unsre Fehler klug verhehlen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So liessen sie auch in den Zeiten
Der zaertlichsten Vertraulichkeiten
Sich nie die kleinsten Fehler sehn.

Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuss von ihrem Munde
Nahm, wie der erste, sie noch ein.
Sie starben. Wenn?--Wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeitstagen;
Sonst wuerden dies nur Fabeln sein.

Die Guttat

Wie rühmlich ists, von seinen Schaetzen
Ein Pfleger der Bedraengten sein!
Und lieber minder sich ergetzen,
Als arme Brueder nicht erfreun.
Beaten fiel heut ein Vermoegen.
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
"Nun", sprach sie, "hab ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes tu."

Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem Gluecke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrueemt auf seiner Kruecke,
Sich eine kleine Wohltat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fuehlte recht des Armen Not.
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein grosses Stueck verschimmelt Brot.

Die junge Ente

Die Henne fuehrt der Jungen Schar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebruetet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte gibts der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, sobald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zaertlichkeit.
Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen,
Sie laeuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Tier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
Wer hiess dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne laeuft mit strupfichem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befrein;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heisst sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Mut der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so aengstlich schreit?

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnuegen;
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der blosser Name, Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundenen Faehren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befuerchte nichts vor dessen Leben,
Der kuehne Taten unternimmt.
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Mut zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau

Wer kennt die Zahl von so viel boesen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch noetig ists, dass man sie kennenlernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fliessen;
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt

Des Mannes teurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schoenes Weib,
Ging munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder,
Und fiel halbtot aufs Ruhebett nieder.
Sie roechelt. Wie? Vergisst ihr Blut den Lauf?
Geschwind loest ihr die Schnuerbrust auf!
Geschwind! Doch laesst sich dies erzwingen?
Sechs Haende waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wieviel erfordert dies nicht Zeit!
Der arme Mann schwimmt ganz in Traenen;
Mit Recht bestuerzt ihn diese Not.
Zu frueh ists, nach der Gattin Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aeskulap
Erscheint sogleich in vollem Trab,
Und setzt sich vor das Krankenbett,
Vor dem er sich so eine Miene gab,
Als ob er fuer den Tod ein sichres Mittel haette.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlaegt er im Geiste nach, was sein Rezeptbuch sagt,
Und laesst, die Krankheit zu verdraengen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er schreibt. Der Diener laeuft. Indessen ruft der Mann

Den so erfahrenen Arzt beiseite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doktor sieht ihn laechelnd an:
"Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
Das brauch ich Ihnen nicht zu sagen;
Sie wissen schon, es zeigt viel Gutes an,
Wenn sich die jungen Weiber klagen."

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der teure Trank hilft nicht.
Drum muss der zweite Doktor kommen.

Er koemmt! Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was ists? Was fehlt der schoenen Frau?
Der Doktor sieht es ganz genau,
Dass sich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! Erst sollst du schwanger sein?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muss sich doch betruegen.
Nein, ueberlasst sie der Natur,
Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, dass sie die schlimmste Krankheit haette:
So ist sie nicht so schlimm, als eure Kur.

Geduld! Vielleicht genest sie heute.
Der Mann koemmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, obs noch nicht besser ist?
Ach ungestuemer Mann, du noetigst sie zum Sprechen.
Wie? Wird sie nicht das Reden schwaechen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hoerst du schon,
Dass sich die Schmerzen stets vergroessern.
Bald wird es sich mit deiner Gattin bessern!
Der Tod, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befrein.

Wer pocht? Es wird der Doktor sein;
Doch nein, der Schneider koemmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia faengt an, die Augen aufzuschlagen.
"Er koemmt", so stammelt sie. "Er koemmt zu rechter Zeit;
Ist dies vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie Er sieht, so werd ich bald erblassen;
Doch haette mich der Himmel leben lassen:
So haett ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als Er, Er wirts schon wissen,
Fuer meine Freundin machen muessen;
Es ist nichts Schoeners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben:
So trug sie dieses neue Kleid;

Doch geh Er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!"

O fasse dich, betruerter Mann!
Du hoerst ja, dass dein Weib noch ziemlich reden kann.
O lass die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Atem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
Sie reden heimlich vor der Tuere.
Der Schneider tut die groessten Schwuere,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend koemmt er wieder.
Sulpitia liegt noch danieder,
Und dankt ihm seufzend fuer den Gruss.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muss?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Dies ist der Stoff, dies ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

"Ach Engel", spricht der Mann bei sanftem Haendedruecken,
"Mein ganz Vermoegen gaeb ich hin,
Koennt ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken!"
"O", faengt sie an, "so krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So koennen Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn."

Man bringt den Schirm, und sie verlaesst das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen haette.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Kaffee.
Kein Finger tut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloss ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muss sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Die Missgeburt

"Frau Orgon!" rief die Frau Gevatterin,
"Ach wuessten Sie, wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie muessen nicht erschrecken.
Ich komme gleich von einer Woechnerin.
Lucinde, dass ichs kurz erzaehle,
Lucinde, die so stolze Seele,

Die uns durch ihren Staat so oft beschaemt gemacht
Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind (verzeih mirs Gott!) mit langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind geboren.

Die stolze Frau! Ich richte nicht;
Allein ich weiss, dass nichts umsonst geschieht.
Lucinde wuenscht, dass es verschwiegen bliebe;
Ich wuensch es selbst aus Menschenliebe;
Allein die Stadt erfaehrts, gedenken Sie an mich.
Indes behalten Sie die Heimlichkeit fuer sich."
Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden.
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,
Und schmaeht mit ihr die Weiber, die gern schmaehn.
Wie? Sollte sie Dorinden nichts erzaehlen?
Nein, denn sie faengt schon an sich bestens zu empfehlen.
Warum muss der Besuch so bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beide sich von nichts zu reden schaemen.
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.
Wie sollten dies sich Weiber uebelnehmen?
Da mancher grosse Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft tagelang von nichts mit grossen Maennern spricht.

So ist Frau Orgon schon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um: "Frau Schwester, noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie--? Lucinde--Wie? Sie haetten nichts gehoert?
Nichts, Gott vergib mir meine Suende!
Nichts von der Missgeburt der kostbaren Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die goettlichen Gerichte.
Ein Kind mit haerichem Gesichte,
Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuss,
Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muss!
Allein Lucinde wills verhehlen;
Drum sagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es ist ein Sohn."

Dorinde sagts ihr zu. Und doch soll mirs nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, sobald sie kann, erzaehlen,
Weil jene sie, zu schweigen, bat.
Sie tut es so getreu, als es Frau Orgon tat.
Erst hat das Kind nur Hasenohren,
Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuss;
Allein Dorinden ists noch viel zu schoen geboren.
Und weil sie was verbessern muss,
Tut sie dem Kinde den Gefallen
Und macht ihm noch an beide Haende Krallen.

Eh noch der Nachmittag verstrich,
Liess das Geheimnis sich auf allen Gassen hoeren.
Die alten Muetter kreuzten sich,
Und suchten schon recht muetterlich

Durch dieses Zorngericht die Toechter zu bekehren.
Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach
Von diesem Wechselbalge sprach.
Die Knaben stritten selbst mit blutigem Gesichte
Schon fuer die Wahrheit der Geschichte.

Sobald als dies der Magistrat erfuhr,
Schickt er den Physikus nach dieser Kreatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anstatt den Wechselbalg zu finden,
Fand er ein wohlgestaltetes Kind,
An dem die Ohren groesser waren,
Als sie bei andern Kindern sind.
Das war die Missgeburt, der man so mitgefahren!

Der Doerfer und der Staedte Plage,
Verwuenscht seist du, gemeine Sage!
Die schnell mit dem, was sie zu wissen kriegt,
Geheimnisvoll in alle Haeuser fliegt,
Und, wenn sies dreimal sagt, vom neuen dreimal luegt.
Ein giftig Weib, was kann die nicht erzaehlen?
Zumal, wenn es der armen Freundin gilt.
Ein giftig Weib--Doch nein, ich mag nicht schmaelen;
Mich schreckt die Redekunst, mit der sie andre schilt.

Die Nachtigall und der Kuckuck

Die Nachtigall sang einst ihr goettliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fuehlten.
Die Knaben, die im Tale spielten,
Die spielten fort und hoerten nicht.
Indem liess sich der Kuckuck lustig hoeren,
Und er erhielt ein freudig Ach.
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
Das schoene Kuckuck zehnmahl nach.
"Hoerst du?" sprach er zu Philomelen,
"Den Herren fall ich recht ins Ohr.
Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor."
Drauf kam Damoet mit seiner Schoene.
Der Kuckuck schrie sein Lied. Sie gingen stolz vorbei.
Nun sang die Meisterin der zauberischen Toene
Vor dem Damoet und seiner Schoene,
In einer sanften Melodei.
Sie fuehlten die Gewalt der Lieder.
Damoet steht still, und Phyllis setzt sich nieder,
Und hoert ihr ehrerbietig zu.
Ihr zaertlich Blut faengt an zu wallen;
Ihr Auge laesst vergnuegte Zaehren fallen.
"O", rief die Nachtigall, "da, Schwaetzer, lerne du,
Was man erhaelt, wenn man den Klugen singt.

Der Ausbruch einer stummen Zaehre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beifall bringt."

Die Nachtigall und die Lerche

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst,
Die Blaetter in den Gipfeln schwiegen,
Und fuehlten ein geheim Vergnuegen.
Der Voegel Chor vergass der Ruh,
Und hoerte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Saengerin nicht genug bewundern konnte.
Denn auch die Goetter ruehrt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Goettin, ihr zu Ehren,
Liess Philomele sich noch zweimal schoener hoeren.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr,
Und spricht: "Du singst viel reizender als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen:
Doch eins gefaellt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr als wenig Wochen."
Doch Philomele lacht und spricht:
"Dein bitterer Vorwurf kraenkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schoen zu singen.
Ich folg im Singen der Natur;
Solange sie gebeut, solange sing ich nur;
Sobald sie nicht gebeut, so hoer ich auf zu singen;
Denn die Natur laesst sich nicht zwingen."

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, solange ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzuecken:
So singt, solange ihr feurig seid,
Und oeffnet euch mit Meisterstuecken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren,
Und scheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um ruehmlich aufzu hoeren,
Eh ihr zu spaet mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Die Reise

Einst machte durch sein ganzes Land
Ein Koenig den Befehl bekannt,
Dass jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Kuensten umzusehn.
Er liess genaue Karten stehen,
Und gab dazu noch jedem das Versprechen,
Ihm, wuerd er nur, soweit er koennte, gehn,
Mit dem Vermoegen seiner Schaetze
Alsdann auf Reisen beizustehn.
Es war das deutlichste Gesetze,
Das jemals noch die Welt gesehn;
Doch weil die meisten sich vor dieser Reise scheuten:
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst, und zur Bequemlichkeit,
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem fuer seine Neigung fand;
Doch alle waren eins, dass man gehorchen muesste.
Man machte sich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Laender Gegend wuesste.
Sehr viele reisten nur im Geist,
Und ueberredten sich, als haetten sie gereist.
Noch andre schafften das Geraete
Zu ihrer Reise fleissig an,
Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig taete:
So haette man die Reise schon getan.
Sehr viele fingen an zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten; aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl sei nun genug geschehn.
Noch andre suchten auf den Reisen
Noch mehr Gehorsam zu beweisen,
Als den, den das Gesetz befahl;
Sie reisten nicht durch gruene Felder,
O nein, sie suchten finstre Waelder,
Und reisten unter Furcht und Qual;
Behaengten sich mit schweren Buerden,
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt,
Und siech und krank zurueckekommen wuerden:
So waeren sie des besten Amtes wert;
Sie reisten nie auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt getan,
Die hielten Tag fuer Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiterkommen koennten.

Wie elend, hoer ich manchen klagen,
Ist nicht dies Maerchen ausgedacht!
Schaemt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo gibt es wohl so stumpfe Koepfe,
Als uns der Dichter vorgestellt?
Dies sind unsinnige Geschoepfe,
Und nicht Bewohner unsrer Welt.
O Freund! was zankst du mit dem Dichter?
Sieh doch die meisten Christen an;
Betrachte sie, und dann sei Richter,
Ob dieses Bild unglaublich heissen kann?

Die schlaunen Maedchen

Zwei Maedchen brachten ihre Tage
Bei einer alten Base zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum kraechte noch der Hahn bei fruehem Tage:
So rief sie schon: "Steht auf, ihr Maedchen, es ist spaet,
Der Hahn hat schon zweimal gekraecht."
Die Maedchen, die so gern noch mehr geschlafen haetten,
Denn ueberhaupt sagt man, dass es kein Maedchen gibt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt,
Die wunden sich in ihren weichen Betten,
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und taten ihm, da sie die Zeit ersah,
Den aergsten Tod rachsuechtig an.

Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzuernter Schoenen ihrer Rache
Kann kein Geschoepf so leicht entfliehn.
Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist leider ein leichte Sache.

Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Maedchen taten fremd, und schalten
Auf den, der diesen Mord getan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was halfs den schlaunen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh im Schlafe stoerte,
Als bis sie ihren Haushahn hoerte,

Wusst in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es waer;
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
Dass sie um Mitternacht erwachte:
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, spaeter aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

Waerst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn:
So wuerdest du dich nicht so oft genoetigt sehn,
Die groessern Uebel zu ertragen.

Die Spinne

Hochmuetig ueber ihre Kuenste,
Warf vom durchsichtigen Gespinste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurueck;
So aufgeblaehrt, wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Wert erhitzt,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzt,
Und auf den Schueler, der ihn gruesst,
Den Blick mit halben Augen schiesst.
Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: "Was webst denn du?"
"Unwissender!" laesst sich die Spinn erbittert hoeren,
"Du kannst mich noch durch solche Fragen stoeren?
Ich webe fuer die Ewigkeit!"

Doch kaum erteilet sie den trotzigem Bescheid:
So reisst die Magd, mit Borsten in den Haenden,
Von den noch nicht geputzten Waenden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

Die Kunst sei noch so gross, die dein Verstand besitzt,
Sie bleibt doch laecherlich, wenn sie der Welt nicht nuetzet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiss denn keinen Dank?
Nein! Denn er hilft nichts mehr, als andrer Muessiggang.

Die Verschwiegenheit

"O Doris, waerst du nur verschwiegen:
So wollt ich dir etwas gestehn;
Ein Glueck, ein ungemein Vergnuegen--
Doch nein, ich schweige", sprach Tiren.
"Wie?" rief die schoene Schaeferin,
"Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mirs sicher offenbaren;
Ich schwuer, es solls kein Mensch erfahren."
"Du kennst", versetzt Tiren, "die sproede Sylvia,
Die schuechtern vor mir floh, sooft sie mich sonst sah.
Ich komme gleich von dieser kleinen Sproeden;
Doch, ach, ich darf nicht weiterreden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es waer um ihre Gunst, und um mein Glueck getan,
Wenn Sylvia dereinst erfuehre,
Dass--Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwuere."

"So liebt sie dich?" fuhr Doris fort.
"Jawohl! Doch sage ich kein Wort.
Ich hab ihr Herz nun voellig eingenommen,
Und itzt von ihr den ersten Kuss bekommen.
>Tiren<, sprach sie zu mir, >mein Herz sei ewig dein;
Doch eines bitt ich dich, du musst verschwiegen sein.
Dass wir uns guenstig sind, uns treu und zaertlich kuessen,
Braucht niemand auf der Flur als ich und du zu wissen.<
Drum bitt ich, Doris, schweige ja,
Sonst flieht und hasst mich Sylvia."

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schoenen eigen.
Gesetzt, dass Doris auch es dem Damoet vertraut;
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut.

Ihr Schaefer, ihr Damoet, koemmt ihr verliebt entgegen,
Drueckt ihre weiche Hand, und fragt,
Was ihr sein Freund Tiren gesagt?

"Damoet, du weisst ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts Wichtiges, sonst wuerd ich dirs gestehn.
Er sagte mir--Verlang es nicht zu wissen;
Ich hab es ihm versprechen muessen,
Dass ich zeitlebens schweigen will."

Damoet wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schaeferin erschrickt, dass sie Damoetens Kuss
So unvollkommen schmecken muss.
"Du zuernest", ruft sie, "mein Getreuer?
O zuerne nicht, ich will es dir gestehn:
Die sproede Sylvia ergibt sich dem Tiren,
Und hat ihm itzt in ihrem Leben
Den allerersten Kuss gegeben;

Allein du musst verschwiegen sein."

Damoet verspricht. Kaum ist Damoet allein:

So fuehlt er schon die groesste Pein,
Sein neu Geheimnis zu bewahren.

"Ja!" faengt Damoet zu singen an:

"Ich will es keinem offenbaren,
Dass Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Kuesse nimmt, und Kuesse gibt;
Du, stummer Busch, nur sollsts erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt."

Doch ach! In diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschaemt verraten sah;
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren musste,
Die, ihrer Meinung nach, nur ihr Geliebter wusste.
Sie laeuft, und sucht den Schwaetzer, den Tiren.
Ach, Schaefer, ach, wie wird dirs gehn!
"Mich", faengt sie an, "so zu betruegen!
Dich, Plaudrer, sollt ich laenger lieben?"

Und kurz: Tiren verliert die schoene Schaeferin,
Und koemmt, Damoeten anzuklagen.
"Ja", spricht Damoet, "ich muss es selber sagen,
Dass ich nicht wenig strafbar bin;
Allein wie kannst du mich den groessten Schwaetzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen koennen!"

Die Widersprecherin

Lene hatte noch, bei vielen andern Gaben,
Auch diese, dass sie widersprach.
Man sagt es ueberhaupt den guten Weibern nach,
Dass alle diese Tugend haben;
Doch wenns auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht:
So halt ichs doch fuer ein Gedicht,
Und sag es oeffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab es oft versucht, und manche schoen genannt,
So haesslich sie auch war, bloss, weil ich haben wollte,
Dass sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht.
Und also ist es falsch, dass jede widerspricht.
So kraenkt man euch, ihr guten Schoenen!
Itzt komm ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte mans nicht aus Verleumdung nach,
Es war gewiss, sie widersprach:

Einst sass sie mit dem Mann bei Tische,

Sie aessen unter andern Fische,
Mich deucht, es war ein gruener Hecht.
"Mein Engel", sprach der Mann, "mein Engel, ist mir recht:
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten."
"Das", rief sie, "habe ich wohl gedacht,
So gut man auch die Anstalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.
Ich sag es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau."
"Gut", sprach er, "meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darueber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?"

So wie dem welschen Hahn, dem man was Rotes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas und Lefzen steigt,
Sie rot und blau durchstroemt, lang auseinandertreibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Fluegeln streibet,
In alle Federn dringt, und sie gen Himmel kehrt,
Und zitternd, mit Geschrei und Poltern, aus ihm faehrt:
So schiesst Ismenen auch, da dies ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blass Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase laenger,
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
Und stiess, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fing sie zitternd an: "Ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich sag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau."
Sie nimmt das Glas und trinkt. O lasst sie doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht, und sagt kein Wort,
Kaum aber ist ihr Liebster fort:
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt es anders sein. Gleich auf den Zorn zu trinken!
Ein ploetzliches Geschrei bewegt das ganze Haus,
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kraeftig an; kein Balsam will sie staerken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt vermengtes Haar und haelts ihr vors Gesicht.
Umsonst! Umsonst! Sie riecht es nicht;
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann, er koemmt, und schreit: "Du stirbst, mein Leben!
Du stirbst? Ich armer Mann! Ach, meine liebe Frau,
Wer hiess mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weiss, er war nicht blau."
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
"Blau war er", rief sie aus, "willst du dich noch nicht geben?"

So tat der Geist des Widerspruchs
Mehr Wuerkung, als die Kraft des heftigsten Geruchs.

Die zaertliche Frau

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht!
Die Liebe nicht von Herzen ginge?
Das Alter sang in diesem Ton,
Von seinem Vater hoerts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlasst, o Maenner, diesen Wahn,
Und dass ihr ihn verlasst, so hoert ein Beispiel an,
Das ich fuer alle Maenner singe.
Du aber, die mich dichten heisst,
Du, Liebe, staerke mich, dass mir ein Lied voll Geist,
Ein ueberzeugend Lied gelinge,
Und gib mir, zu gesetzter Zeit,
Ein Weib von so viel Zaertlichkeit,
Als diese war, die ich besinge!

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wuenschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dies unglaublich scheint:
So wisse nur, seit der beglueckten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbei; nun glaubst du doch, mein Freund?
Clarine kannte keine Freude,
Kein groesser Glueck, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beide;
Was ihm missfiel, missfiel auch ihr.
O, sprichst du, so ein Weib, so eines wuensch ich mir!
Jawohl! ich wuensch es auch mit dir.
Sei nur recht zaertlich eingenommen;
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.
Krank, sag ich, wird ihr Mann, und recht gefaehrlich krank;
Er quaelt sich viele Tage lang,
Von ganzen Stroemen Schweiss war sein Gesicht umflossen;
Doch noch von Traenen mehr, die sie um, ihn vergossen.
"Tod!" faengt sie ganz erbaermlich an,
"Tod wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich, als meinen Mann."
Wenns nun der Tod gehoeret haette?
Jawohl! Er hoert es auch; er hoert Clarinens Not,
Er koemmt, und fragt: "Wer rief?"--"Hier!" schreit sie, "lieber Tod,
Hier liegt er, hier in diesem Bette!"

Ein Grosser in Athen, der kein Verdienst besass,
Als dass er vornehm trank und ass,
Und sein Geschlecht zu ruehmen nie vergass,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als haett er wirklich grosse Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhoehrt,
Da stuende, wo sein Christoph steht,
Und kaum zum Diener tuechtig waere,
Haelt desto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreister sich sein Herz, trotz seinem Stolz, erkuehnt;
Und ihm oft sagt, dass er sie nicht verdient.
In eben dieser Stadt, in der der Grosse wohnte,
War ein Poet, der die Verdienste pries,
Die Tugend durch sein Lied belohnte,
Und durch sein Lied unsterblich werden hiess;
Den bat Elpin, ihn zu besingen.
"Sie koennen", sprach der grosse Mann,
"Durch meinen Namen sich zugleich in Ansehn bringen."

"Mein Herr,", rief der Poet, "es geht unmoeglich an.
Ich hab aus Eigensinn einst ein Geluebd getan,
Nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen."

Emil

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bei seinen Buechern lebte,
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt,
Warum er denn kein Amt noch haette,
Da doch die ganze Stadt so ruehmlich von ihm redte,
Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Teil von seinen Gaben haette?
"Ich", sprach Emil, "will lieber, dass man fragt,
Warum man mich doch ohn ein Amt laesst leben,
Als dass man fragt: warum man mir ein Amt gegeben?"

Epiktet

Verlangst du ein zufriednes Herz:
So lern die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, dass deine Sinnen truegen.
Der Schmerz ist in der Tat kein Schmerz,

Und das Vergnuegen kein Vergnuegen.
Sobald du dieses glaubst: so nimmt kein Glueck dich ein,
Und du wirst in der groessten Pein
Noch allemal zufrieden sein.
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehen;
Denn Epiktet stellt dir ein Beispiel dar.
Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweimal sehr heftig auf das Bein.
"Herr", sprach der Philosoph, "ich bitt Ihn, lass Ers sein,
Denn sonst zerschlaegt Er mir das Bein."
"Gut, weil ich dirs noch nicht zerschlagen habe:
So soll es", rief der Herr, "denn gleich zerschlagen sein!"
Und drauf zerschlug er ihm das Bein;
Doch Epiktet, anstatt sich zu beklagen,
Fing ruhig an: "Da sieht Ers nun!
Hab ichs Ihm nicht gesagt, Er wuerde mirs zerschlagen?"

Dies, Mensch, kann Zenons Weisheit tun!
Besiege die Natur durch diese starken Gruende.
Und willst du stets zufrieden sein:
So bilde dir erhaben ein,
Lust sei nicht Lust, und Pein nicht Pein.
Allein, sprichst du, wenn ich das Gegenteil empfinde,
Wie kann ich dieser Meinung sein?
Das weiss ich selber nicht; indessen klingts doch fein,
Trotz der Natur sich stets gelassen sein.

Erast

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben,
Als einen Vetter hinterliess,
Der reicher war als er, und keinem Guts erwies,
Dorant beschloss bei seinem Sterben,
An seines Veters Statt Erasten zu erfreun,
Und setzte diesen Freund, ders wuerdig war, zum Erben
Von zwanzigtausend Talern ein.
Der Vetter, der die Stadt recht giftig ueberredete,
Als ob Erast, der so rechtschaffne Mann,
Das Testament erschlichen haette,
Fing einen Streit um dies Vermoegen an,
Und lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit schrecklichen Beschuldigungen,
Und mit Geschenken vor Gericht;
Allein sooft auch die das Recht erzwungen:
So siegten sie doch diesmal nicht.

Erast gewann. "Doch dich", spricht er, "zu ueberfuehren,
Ob ich das Testament mit List an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Haelfte schenk ich dir, um dich zu widerlegen.
Zweitausend Taler sollen mein;
Und das noch uebrige Vermoegen
Soll ein Geschenk fuer arme Waisen sein.
Verdien ich noch den schrecklichen Verdacht,
Dass ich das Testament mit List an mich gebracht?"

Herodes und Herodias

Freund, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle.
Wer ein Gesetz der Tugend uebertritt,
Entheiligt in dem einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O sprichst du, welche Sittenlehre
Gibt euch der Geist der Schwermut ein!
Gesetzt, dass ich der Wollust dienstbar waere,
Werd ich deswegen wohl der Mordsucht eigen sein?
Ich glaub es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerei sie kein Verbrechen,
Wird, wenns dein Vorteil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
Auf einmal wird man nie der groesste Boesewicht;
Allein den Grund dazu kann man auf einmal legen.
Verletze nur mit Vorsatz eine Pflicht:
So hast du schon das schreckliche Vermoegen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernuenftigen zu ihrer Wohlfahrt gibt.
Doch darfst du ein Gebot verletzen:
So schwaechst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn.
Was kann sich dir denn widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?
O merk es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es gibt nicht mehr als eine Tugend,
Und als ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heiligen Pflichten,
Dich in und ausser dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenschaft,
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
Sooft dus wagst, nur eins von den Gesetzen,

Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen:
So schwachst du aller Tugend Kraft,
Und bist bei hundert guten Taten,
Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir raten,
Vor Gott und der Vernunft doch voellig lasterhaft.

O Jugend! fass doch diese Lehren,
Itzt ist dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sei niemand eifriger als du.
Durch sie steigst du zum goettlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Koenige nur Knechte.
Sie macht dir erst des Lebens Anmut schoen.
Sie wird bei widrigem Geschieke
Dich ueber dein Geschick erhoehn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn,
Und in die Welt der selgen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geistern sein,
Die sich schon auf dein Glueck und deinen Umgang freun.
O Mensch! ist dir dies Glueck zu klein,
Um strenge gegen dich zu sein?

Nunmehr mag uns ein wahres Beispiel lehren,
Wie alle Laster sich von einem Laster naehren.

Herodias, wie uns die Schrift erzaehlt,
Brach dem die Treu, mit dem sie sich vermaehlt,
Und hing an seines Bruders Seite
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute;
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Fuer Zaertlichkeit und nicht fuer Unzucht hielt.
Doch lasst die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes koemmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt. Er sieht es, und spricht kuehn:
"Du hast des Bruders Weib; dies, Fuerst, ist ein Verbrechen."
So redt ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.
Zur Niedertraechtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fuerchtet Gott mehr als den Koenig,
Und haelt den Mut fuer seine groesste Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Koenige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.

So dreist sprach Zachariae Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf koennt ihn daraus erretten;
Doch nein, ein Tugendfreund liegt lieber frei an Ketten,

Als sklavisch um der Fuersten Thron.
So frei indes Johannes auch gesprochen:
So blieb er doch dem Fuersten wert.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein heimliches Gefuehl heisst ihn dies Herz noch lieben,
Und sich, dass ers nicht hat, noch hassen kann, betruenen.

Und also scheint der Fuerst noch tugendhaft zu sein,
Sosehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzuechtig ist, ist er drum grausam? Nein;
Doch lasst nur einen Umstand kommen:
So wird ers doch aus Wollust sein.
Kein Laster herrscht jemals allein.
Und du begingst vielleicht, wie er, das groesste,
Waerst du zum groessten nicht zu klein.

Der Fuerstin Tochter tanzt an einem Freudenfeste.
Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzueckt,
Und fuehlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: "Gebeut itzt deinem Gluecke,
Und bitte, was du willst! Fuer meine Lieb und dich
Ist nichts zu gross, und nichts zu koeniglich."

Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias, und fragt: "Was soll ich bitten?"
"Bitt um des Taeufers trotzig Haupt!"
O Gott! wer haette das geglaubt?
Ist fuer ein weiches Herz, und fuer verbuhlte Blicke,
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Gluecke?
Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
Findt, da die Wollust ihr gebeut,
Selbst Wollust in der Grausamkeit?
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?

Herodes hoert den Wunsch, erschrickt und wird betruebt,
Weil er den frommen Taeufer liebt;
Allein der Fuerstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
Hats nicht der Hof gehoert? Bist du nicht Herr und Fuerst?
Wird sich Herodias nicht gleich durch Kaltsinn raechen,
Wofern du nicht den Wunsch erfuellen wirst?
Gebeut, sprach seine Brunst, und eilig willigt er
In dieses grausame Vergnuegen.
Man bringt des Taeufers Haupt auf einer Schuessel her.

Hier siehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In einem Laster alle siegen!

Inkle und Yariko

Die Liebe zum Gewinn, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten faehrt;
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Brettern preiszugeben;
Die Liebe zum Gewinn, der deutliche Begriff
Von Vorteil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kraefte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Witz, und Rechnen seine Tugend.
Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwert bekehrt,
Das wir das Christentum und unsern Geiz gelehrt.
Er sieht Amerika; doch nah an diesem Lande
Zerreisst der Sturm sein Schiff. Zwar glueckt es ihm, am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schar
Fiel auf die Briten los; und wer entkommen war,
Den frass ihr hungrig Schwert. Nur Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muss ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen atemlos, wirft, mit verwirrtm Sinn,
Der Brite sich zuletzt bei einem Baume hin;
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Graemen,
Ob Hunger oder Schwert ihm wird das Leben nehmen?

Ein ploetzliches Geraeusch erschreckt sein schuechtern Ohr.
Ein wildes Maedchen springt aus dem Gebuesch hervor,
Und sieht mit schnellem Blick den Europaeer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie tun? Bestuerzt zuruecke fliegen?
O nein! so streng und deutsch sind wilde Schoenen nicht.
Sie sieht den Fremdling an; sein rund und weiss Gesicht,
Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmut seiner Blicke
Gefaeilt der Schoenen wohl, haelt sie mit Lust zuruecke.

Auch Inklen nimmt dies Kind bei wilder Anmut ein.
Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu sein,
Verraet sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe;
Ihr Auge sprach von Gunst und bat um Gegenliebe.
Die Indianerin war liebenswert gebaut.
Durch Mienen redt dies Paar, durch Mienen wirds vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folgt ihrem Schritte.
Mit Fruechten speist sie ihn in einer kleinen Huette,
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu befreien.
Durch Laecheln raet sie ihm, getrost und froh zu sein.
Sie sah ihn zehnmal an, und spielt an seinen Haaren,
Und schien verwundrungsvoll, dass sie so lockicht waren.

Sooft der Morgen koemmt: so machte Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zaertlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was fuer ein treues Herz in einer Wilden schlage!
Sie bringt ihm manch Geschenk, und schmueckt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von schoenen Muschelschalen
Muss, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern praehlen.

Zur Nachtzeit fuehrt sie ihn zu einem Wasserfall,
Und unter dem Geraeusch und Philomelens Schall
Schlaeft unser Fremdling ein. Aus zaertlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel sein?

Die Liebe floesst dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Toene.
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schoene.
Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Fuer suesse Lebensart, fuer Kostbarkeiten hat.
Er wuenscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hoerts, und zuernst schon, dass es noch nicht geschehen.
Dort, spricht er, kleid ich dich; und zeigt auf sein Kleid;
In lauter bunten Zeug, von groessrer Kostbarkeit;
In Haeusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden.

Vor Freuden weint dies Kind, und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glueckt ihr, was sie wuenscht, in kurzem zu entdecken.
Sie sieht ein Schiff am Strand, und laeuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergisst ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an seiner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London waere.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort,
Und fliegt nach Barbados*; doch dieses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestuerzt sein Schicksal ueberdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurueck;
Dies war fuer seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab ich, fing er an, um arm zurueckzukommen,
Die fuerchterliche See, mit Mueh und Angst, durchschwommen?
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und fuehrt Yariko zum Sklavenhaendler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyrannei verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverei verhandelt.

Sie faellt ihm um den Hals, sie faellt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreit. Nichts! Er verkaufet sie.
Mich, die ich schwanger bin, mich! faehrt sie fort zu klagen.
Bewegt ihn dies? Ach ja! Sie hoeher anzuschlagen.
Noch drei Pfund Sterling mehr! Hier, spricht der Brite froh,
Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heisst Yariko!

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich gewesen;
O moechte deinen Schimpf ein jeder Weltteil lesen!
Die groesste Redlichkeit, die allergroesste Treu
Belohnst du, Boesewicht! noch gar mit Sklaverei?

Ein Maedchen, das fuer dich ihre eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriss, und ihrem Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich, und, bei der Glieder Reiz,
Das beste Herz besass, verhandelst du aus Geiz?
Sei stolz! Kein Boesewicht bringt dich um deinen Namen.
Nie wird es moeglich sein, dein Laster nachzuahmen.

* Barbados ist eine von den caribischen Inseln, welche den Englaendern zugehoeret. Es wird ein grosser Sklavenhandel daselbst getrieben.

Lisette

Ein junges Weib, sie hiess Lisette,
Dies Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiss man wohl, wie junge Weiber sind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er sie verlassen haette:
Denn lasst ein Weib schoen wie Cytheren sein,
Wenn sie die Blattern hat: so nimmt sie nicht mehr ein.
Hier sitzt der gute Mann, zu seiner groessten Pein,
Und muss des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kuessen oft zurechtelegen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Bessrung flehn;
Und gleichwohl war sie nicht mehr schoen.
Ich haett ihn moegen beten sehn.
Der arme Mann! Ich weiss ihm nicht zu raten.
Vielleicht besinnt er sich, und tut, was andre taten.

Ein krankes Weib braucht eine Waerterin;
Und Lorchen ward dazu erlesen,
Weil ihr Lisettens Eigensinn
Vor andern laengst bekannt gewesen.
Sie trat ihr Amt dienstfertig an,
Und wusste sich in allen Stuecken
Gut in, die kranke Frau zu schicken,
Und auch in den gesunden Mann.
Sie war besorgt, gefaellig, jung und schoen,
Und also ganz geschickt, mit beiden umzugehn.

Was tut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von Langerweile zu befrein?
Der Mann sieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhoert zuruecke.
Ach, arme kranke Frau! Es ist dein grosses Gluecke,
Dass du nicht sehen kannst, dein Mann tut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt,
Und sie mit Fleiss zur Waerterin ernannt.
Ja, wenn sie bloss durch Blicke redten:
So moecht es endlich wohl noch gehn;

Allein bald wird man sie einander kuessen sehn.
Er koemmt, und klopf sie in den Nacken,
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald fuer gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie kuessen sich recht zaertlich und vertraut;
Allein sie kuessten gar zu laut.
Wie konnt es anders sein? Lisette musst es hoeren.
Sie hoerts, und fragt: "Was schallt so hell?"
"Madam, Madam!" ruft Lorchen schnell,
"Es ist Ihr Herr, er aechzt vor grossem Schmerz,
Und will sich nicht zufriedengeben."
"Ach", spricht sie, "lieber Mann, wie redlich meints dein Herz!
O graeme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben."

Monime

Durch schoener Glieder Reiz, durch Schoenheit des Verstands
Erwarb Monime sich den Beifall Griechenlands;
So manches Buhlers Herz besiegt ihre Blicke;
Mit Wollust sah er sie, beschaemt wick er zuruecke,
Denn war Monime schoen: so war ihr Herz zugleich
An Unschuld, wie ihr Blick an Geist und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb selbst den Buhler an, dass er sie mehr verehrte.
Arm war sie von Geburt, und zart von Leidenschaft,
Mit Schmeichlern stets umringt; und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredsamkeit wird sie nicht widerstehen.
Ein Prinz aus Pontus ists, der grosser Mithridat,
Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;
Ein Koenig seufzt und fleht. Zu schmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bei diesem Glueck Monimens Tugend wanken?

"Prinz", fing sie herzhaft an, "du scheinst durch mich geruehrt,
Und ruehmst den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur fuer diesen Schmuck der Jugend;
Die Schoenheit gab sie mir, und ich gab mir die Tugend.
Nicht jene macht mich stolz, nein, diese macht mich kuehn;
Sei tausendmal ein Prinz: umsonst ist dein Bemuehn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufte Buhlerinnen,
Nur als Gemahl wirst du Monimens Herz gewinnen."

So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der praechtigste Gewinn,
Des Hofes Kunst und List, nichts konnte sie bezwingen.
Der Prinz muss fuer ihr Herz ihr selbst die Krone bringen.

O welch ein seltnes Glueck, von niederm Blut entstehn,

Und aus dem Staube sich bis zu dem Thron erhoehn!
Wie lange, grosses Glueck! wirst du ihr Herz vergnuegen?
Wie lange?

Mithridat hofft Rom noch zu besiegen;
Verlaesst Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der siegen will, faengt an, besiegt zu fliehn;
Rom setzt ihm siegreich nach, sein Land wird eingenommen.
Doch soll das stolze Rom Monimen nicht bekommen,
Eh dies der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav eroeffnet ihr, was Mithridat gebot.

"So", ruft sie, "raubt mir auch die Hoheit noch das Leben?
Die fuer entrissne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequaelt,
Dass ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwaehlt?"
Sie reisst den Hauptschmuck ab, um stolz sich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem sich um den Hals zu schlingen;
Allein das schwache Band erfuehlt ihr Wuenschen nicht,
Es reisst, und weigert sich der so betruebten Pflicht.
"O", ruft sie, "Schmuck! den ich zu meiner Pein getragen,
Sogar den schlimmsten Dienst will du mir noch versagen?"
Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wut darauf,
Und gibt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Philinde

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
Denn alles kann man fast den Schoenen,
Nur nicht den Trieb, sich selber gern zu sehn,
Und zu bewundern, abgewoehnen.
Dies ist der Ton, aus dem die Maenner schmaehn;
Doch, Maedchen, bleibet nur vor euren Spiegeln stehn.
Ich lass es herzlich gern geschehn.
Was wolltet ihr auch sonst wohl machen?
Bestaendig taendeln, ewig lachen?
Und stets nach den Verehrern sehn?
Dies waere ja nicht auszustehn.
Genug, das schoene Kind, von der ich erst erzaehlte,
Bespiegelte sich oft, und musterte das Haar,
Und besserte, wo nicht das mindeste fehlte.
Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah sie am Spiegel stehn und schmaelte.
"Habt Ihr Euch noch nicht satt gesehn?
Ich geh es zu, Ihr seid sehr schoen;
Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn,
Verraet ein gar zu eitles Wesen."
"Herr Autor", sprach sie, "der Ihr seid,
Hebt mit mir auf; denn sich gern selber lesen,

Und gern im Spiegel sehn, ist beides Eitelkeit."

Selinde

Das schoenste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schoen, wenn ich also sagen mag,
Schoen, wie das Morgenrot, und heiter, wie der Tag;
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich; der Maler liess nicht nach;
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wieviel man ihm bezahlt?
Ich haette sie umsonst gemalt,
Und haett ich ja was fordern sollen:
So haett ich Kuesse fordern wollen.
So schoen Selinde wirklich war,
So schoen, und schoener nicht, stellt sie der Maler dar;
Die kleinste Miene muss ihm gluecken,
Das Bild war treu, und schoen bis zum Entzuecken;
So reizend, dass es selbst der Maler hurtig kuesst,
Sobald sein Weib nicht um ihn ist.

Der Maler bringt sein goettliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt, und legt es nieder.
"Hier nehm er sein Gemaelde wieder,
Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
Wer hiess ihn so viel Schmeicheleien,
Uns so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
Erdichtet ist der Mund, verschoenert ist das Kinn.
Kurz, nehm er nur sein Bildnis hin;
Ich mag nicht schoener sein, als ich in Wahrheit bin.
Vielleicht wollt er die Venus malen:
Von dieser lass er sich bezahlen."

So ist sie denn allein das Kind,
Das schoen ist, ohn es sein zu wollen?
Wie viele kenn ich nicht, die wirklich haesslich sind,
Und die wir mit Gewalt fuer englisch halten sollen.

Der Maler nimmt sein Bild, und sagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Kuenstler, fort.
Was wird er tun? Er wird es doch nicht wagen,
Und so ein schoenes Kind verklagen?

Er klagt. Selinde muss sich stellen.
Die Vaeter werden doch ein guetig Urteil faellen!
O fahrt sie nicht gebietrisch an;
So sehr sie unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.

Hier koemmt sie schon, hier koemmt Selinde!
Wer hat mehr Anmut noch gesehen?
Der ganze Rat erstaunt vor diesem schoenen Kinde,
Und sein Erstaunen preist sie schoen.
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte;
Man sah aufs Bild; doch jedesmal
Noch laengre Zeit auf das Original;
Und jeder rief: "Sie ist getroffen!"
"O", sprach sie ganz beschaemt, "wie koennt ich dieses hoffen!
Er hat mich viel zu schoen gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt."

"Selinde", hub der Richter an,
"Kein Maler konnt Euch treuer malen.
Er hat nach seiner Pflicht getan,
Abbittend sollt Ihr ihn bezahlen;
Doch weil Ihr von Euch selbst nicht eingenommen seid:
So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze;
Empfangt ein Heiratsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Bescheidenheit."

O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden.
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
Und waerst du jung, verdientest du Selinden.
Selinde geht. Der Beifall folgt ihr nach;
Man sprach von ihr gewiss, wenn man von Schoenen sprach;
Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend waere,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

Je minder sich der Kluge selbst gefaellt:
Um desto mehr schaezt ihn die Welt.

Semnon und das Orakel

Sein kuenftig Schicksal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.
Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
Was ueber ihn verhaenget war.
Sie spricht: "Du wirst ein grosses Glueck geniessen;
Doch wirts dein Unglueck sein, sobald du es wirst wissen."
Ist Semnons Neugier nun vergnuegt?
Nichts weniger! Nur mehr waechst sein Verlangen.
"O Gottheit", faehrt er fort, "wenn Bitten dich besiegt:
So lass mich groessres Licht von meinem Glueck empfangen!"
So traut der Mensch, und traut zugleich auch nicht.

Ein Semnon glaubt sein Glueck, nicht, weils die Gottheit saget,
Nein, weil ers schon gewuenscht, eh er sie noch gefragt.
Doch glaubt er auch, wenn sie vom Unglueck spricht?
O nein! Denn dieses wuenscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon das Unglueck abzuwehren.
Kurz, Semnon laesst nicht nach, er will sein Schicksal hoeren.

"Du wirst", hub das Orakel an,
"Durch deines Weibes Gunst den Zepter kuenftig fuehren,
Und Voelker, die dich dienen sahn,
Dereinst durch einen Wink regieren."

Gestaerkt durch dieses Goetterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort;
Misst, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Groessen;
Und laesst schon, ohne Volk, sein Heer das Schwert entbloessen.

Allein so froh er war: so war ers nicht genug;
Er weiss noch nicht, was er doch wissen wollte,
Die Zeit, in der sein Fuss den Thron besteigen sollte;
Die Ungewissheit wars, die ihn noch niederschlug.
"Und", sprach er, "wenn ich auch nun bald den Thron bestiegen,
Wie lange waehrt alsdann mein koeniglich Vergnuegen?"
Der kuehne Zweifel treibt ihn an.
Zum delphischen Apoll sich noch einmal zu nahn.

"O Tor", versetzt Apoll, "euch Sterblichen zum Gluecke,
Verbarg der Goetter Schluss die Zukunft eurem Blicke.
So wisse denn: In kurzer Zeit
Schmueckt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben."

Er tat darauf im Kriege sich hervor,
Und stieg, aus einem niedern Stande,
Zur hoechsten Wuerd im Vaterlande,
Durch seine Tapferkeit empor.
Das ihm so guenstige Geschicke
Erfuellte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward, bei immer groesserm Gluecke,
Der Liebling seiner Koenigin.
Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Laesst ihn das Glueck der Hoheit wenig schmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfuellt ihn halb mit Frost, und halb mit Zaertlichkeit.
Itzt wuenscht er tausendmal, sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so fuer sie, wie sie fuer ihn, zu brennen.
Sie merkt des Koenigs sproeden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerin,
Sie gibt ihm heimlich Gift; er stirbt vor ihren Fuessen.

Sagt, Menschen, ists kein Glueck, sein Schicksal nicht zu wissen?

Till

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
Das Amt des Albernern gewaehlt
(Wer kennt nicht Tills beruehmten Namen?);
Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern ueber Berg und Tal.
Sooft als sie zu einem Berge kamen,
Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betruebt hinab;
Allein wenn sie berganwaerts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnuegen.
"Warum", fing einer an, "gehst du bergan so froh?
Bergunter so betruebt?"--"Ich bin", sprach Till, "nun so.
Wenn ich den Berg hinuntergehe:
So denk ich Narr schon an die Hoehe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein wenn ich berganwaerts gehe:
So denk ich an das Tal, das folgt, und fass ein Herz."

Willst du dich in dem Glueck nicht ausgelassen freun,
Im Unglueck nicht unmaessig kraenken:
So lern so klug wie Eulenspiegel sein,
Im Unglueck gern ans Glueck, im Glueck ans Unglueck denken.

Ende dieses Projekt Gutenberg Etectes Fabeln und Erzaehlungen, von
Christian Fuerchtegott Gellert.

End of the Project Gutenberg EBook of Fabeln und Erzaehlungen
by Christian Fuerchtegott Gellert

*** END OF THE PROJECT GUTENBERG EBOOK FABELN UND ERZAEHLUNGEN ***

This file should be named 7fabl10.txt or 7fabl10.zip
Corrected EDITIONS of our eBooks get a new NUMBER, 7fabl11.txt
VERSIONS based on separate sources get new LETTER, 7fabl10a.txt

Produced by Delphine Lettau; the book content was graciously
contributed by the Gutenberg Projekt-DE

Project Gutenberg eBooks are often created from several printed editions, all of which are confirmed as Public Domain in the US unless a copyright notice is included. Thus, we usually do not keep eBooks in compliance with any particular paper edition.

We are now trying to release all our eBooks one year in advance of the official release dates, leaving time for better editing. Please be encouraged to tell us about any error or corrections, even years after the official publication date.

Please note neither this listing nor its contents are final til midnight of the last day of the month of any such announcement. The official release date of all Project Gutenberg eBooks is at Midnight, Central Time, of the last day of the stated month. A preliminary version may often be posted for suggestion, comment and editing by those who wish to do so.

Most people start at our Web sites at:

<http://gutenberg.net> or

<http://promo.net/pg>

These Web sites include award-winning information about Project Gutenberg, including how to donate, how to help produce our new eBooks, and how to subscribe to our email newsletter (free!).

Those of you who want to download any eBook before announcement can get to them as follows, and just download by date. This is also a good way to get them instantly upon announcement, as the indexes our cataloguers produce obviously take a while after an announcement goes out in the Project Gutenberg Newsletter.

<http://www.ibiblio.org/gutenberg/etext03> or

<ftp://ftp.ibiblio.org/pub/docs/books/gutenberg/etext03>

Or /etext02, 01, 00, 99, 98, 97, 96, 95, 94, 93, 92, 91 or 90

Just search by the first five letters of the filename you want, as it appears in our Newsletters.

Information about Project Gutenberg (one page)

We produce about two million dollars for each hour we work. The time it takes us, a rather conservative estimate, is fifty hours to get any eBook selected, entered, proofread, edited, copyright searched and analyzed, the copyright letters written, etc. Our projected audience is one hundred million readers. If the value per text is nominally estimated at one dollar then we produce \$2 million dollars per hour in 2002 as we release over 100 new text files per month: 1240 more eBooks in 2001 for a total of 4000+ We are already on our way to trying for 2000 more eBooks in 2002

If they reach just 1-2% of the world's population then the total will reach over half a trillion eBooks given away by year's end.

The Goal of Project Gutenberg is to Give Away 1 Trillion eBooks!
This is ten thousand titles each to one hundred million readers,
which is only about 4% of the present number of computer users.

Here is the briefest record of our progress (* means estimated):

eBooks Year Month

1	1971	July
10	1991	January
100	1994	January
1000	1997	August
1500	1998	October
2000	1999	December
2500	2000	December
3000	2001	November
4000	2001	October/November
6000	2002	December*
9000	2003	November*
10000	2004	January*

The Project Gutenberg Literary Archive Foundation has been created to secure a future for Project Gutenberg into the next millennium.

We need your donations more than ever!

As of February, 2002, contributions are being solicited from people and organizations in: Alabama, Alaska, Arkansas, Connecticut, Delaware, District of Columbia, Florida, Georgia, Hawaii, Illinois, Indiana, Iowa, Kansas, Kentucky, Louisiana, Maine, Massachusetts, Michigan, Mississippi, Missouri, Montana, Nebraska, Nevada, New Hampshire, New Jersey, New Mexico, New York, North Carolina, Ohio, Oklahoma, Oregon, Pennsylvania, Rhode Island, South Carolina, South Dakota, Tennessee, Texas, Utah, Vermont, Virginia, Washington, West Virginia, Wisconsin, and Wyoming.

We have filed in all 50 states now, but these are the only ones that have responded.

As the requirements for other states are met, additions to this list will be made and fund raising will begin in the additional states. Please feel free to ask to check the status of your state.

In answer to various questions we have received on this:

We are constantly working on finishing the paperwork to legally request donations in all 50 states. If your state is not listed and you would like to know if we have added it since the list you have, just ask.

While we cannot solicit donations from people in states where we are not yet registered, we know of no prohibition against accepting donations from donors in these states who approach us with an offer to donate.

International donations are accepted, but we don't know ANYTHING about how to make them tax-deductible, or even if they CAN be made deductible, and don't have the staff to handle it even if there are ways.

Donations by check or money order may be sent to:

Project Gutenberg Literary Archive Foundation
PMB 113
1739 University Ave.
Oxford, MS 38655-4109

Contact us if you want to arrange for a wire transfer or payment method other than by check or money order.

The Project Gutenberg Literary Archive Foundation has been approved by the US Internal Revenue Service as a 501(c)(3) organization with EIN [Employee Identification Number] 64-622154. Donations are tax-deductible to the maximum extent permitted by law. As fund-raising requirements for other states are met, additions to this list will be made and fund-raising will begin in the additional states.

We need your donations more than ever!

You can get up to date donation information online at:

<http://www.gutenberg.net/donation.html>

If you can't reach Project Gutenberg,
you can always email directly to:

Michael S. Hart <hart@pobox.com>

Prof. Hart will answer or forward your message.

We would prefer to send you information by email.

The Legal Small Print

(Three Pages)

START**THE SMALL PRINT!**FOR PUBLIC DOMAIN EBOOKS**START

Why is this "Small Print!" statement here? You know: lawyers. They tell us you might sue us if there is something wrong with your copy of this eBook, even if you got it for free from someone other than us, and even if what's wrong is not our fault. So, among other things, this "Small Print!" statement disclaims most of our liability to you. It also tells you how you may distribute copies of this eBook if you want to.

***BEFORE!* YOU USE OR READ THIS EBOOK**

By using or reading any part of this PROJECT GUTENBERG-tm eBook, you indicate that you understand, agree to and accept this "Small Print!" statement. If you do not, you can receive a refund of the money (if any) you paid for this eBook by sending a request within 30 days of receiving it to the person you got it from. If you received this eBook on a physical medium (such as a disk), you must return it with your request.

ABOUT PROJECT GUTENBERG-TM EBOOKS

This PROJECT GUTENBERG-tm eBook, like most PROJECT GUTENBERG-tm eBooks, is a "public domain" work distributed by Professor Michael S. Hart through the Project Gutenberg Association (the "Project"). Among other things, this means that no one owns a United States copyright on or for this work, so the Project (and you!) can copy and distribute it in the United States without permission and without paying copyright royalties. Special rules, set forth below, apply if you wish to copy and distribute this eBook under the "PROJECT GUTENBERG" trademark.

Please do not use the "PROJECT GUTENBERG" trademark to market any commercial products without permission.

To create these eBooks, the Project expends considerable efforts to identify, transcribe and proofread public domain works. Despite these efforts, the Project's eBooks and any medium they may be on may contain "Defects". Among other things, Defects may take the form of incomplete, inaccurate or corrupt data, transcription errors, a copyright or other intellectual property infringement, a defective or damaged disk or other eBook medium, a computer virus, or computer codes that damage or cannot be read by your equipment.

LIMITED WARRANTY; DISCLAIMER OF DAMAGES

But for the "Right of Replacement or Refund" described below, [1] Michael Hart and the Foundation (and any other party you may receive this eBook from as a PROJECT GUTENBERG-tm eBook) disclaims all liability to you for damages, costs and expenses, including legal fees, and [2] YOU HAVE NO REMEDIES FOR NEGLIGENCE OR UNDER STRICT LIABILITY, OR FOR BREACH OF WARRANTY OR CONTRACT, INCLUDING BUT NOT LIMITED TO INDIRECT, CONSEQUENTIAL, PUNITIVE OR INCIDENTAL DAMAGES, EVEN IF YOU GIVE NOTICE OF THE POSSIBILITY OF SUCH DAMAGES.

If you discover a Defect in this eBook within 90 days of

receiving it, you can receive a refund of the money (if any) you paid for it by sending an explanatory note within that time to the person you received it from. If you received it on a physical medium, you must return it with your note, and such person may choose to alternatively give you a replacement copy. If you received it electronically, such person may choose to alternatively give you a second opportunity to receive it electronically.

THIS EBOOK IS OTHERWISE PROVIDED TO YOU "AS-IS". NO OTHER WARRANTIES OF ANY KIND, EXPRESS OR IMPLIED, ARE MADE TO YOU AS TO THE EBOOK OR ANY MEDIUM IT MAY BE ON, INCLUDING BUT NOT LIMITED TO WARRANTIES OF MERCHANTABILITY OR FITNESS FOR A PARTICULAR PURPOSE.

Some states do not allow disclaimers of implied warranties or the exclusion or limitation of consequential damages, so the above disclaimers and exclusions may not apply to you, and you may have other legal rights.

INDEMNITY

You will indemnify and hold Michael Hart, the Foundation, and its trustees and agents, and any volunteers associated with the production and distribution of Project Gutenberg-tm texts harmless, from all liability, cost and expense, including legal fees, that arise directly or indirectly from any of the following that you do or cause: [1] distribution of this eBook, [2] alteration, modification, or addition to the eBook, or [3] any Defect.

DISTRIBUTION UNDER "PROJECT GUTENBERG-tm"

You may distribute copies of this eBook electronically, or by disk, book or any other medium if you either delete this "Small Print!" and all other references to Project Gutenberg, or:

[1] Only give exact copies of it. Among other things, this requires that you do not remove, alter or modify the eBook or this "small print!" statement. You may however, if you wish, distribute this eBook in machine readable binary, compressed, mark-up, or proprietary form, including any form resulting from conversion by word processing or hypertext software, but only so long as *EITHER*:

[*] The eBook, when displayed, is clearly readable, and does *not* contain characters other than those intended by the author of the work, although tilde (~), asterisk (*) and underline () characters may be used to convey punctuation intended by the author, and additional characters may be used to indicate hypertext links; OR

[*] The eBook may be readily converted by the reader at no expense into plain ASCII, EBCDIC or equivalent form by the program that displays the eBook (as is the case, for instance, with most word processors);
OR

[*] You provide, or agree to also provide on request at no additional cost, fee or expense, a copy of the eBook in its original plain ASCII form (or in EBCDIC or other equivalent proprietary form).

[2] Honor the eBook refund and replacement provisions of this "Small Print!" statement.

[3] Pay a trademark license fee to the Foundation of 20% of the gross profits you derive calculated using the method you already use to calculate your applicable taxes. If you don't derive profits, no royalty is due. Royalties are payable to "Project Gutenberg Literary Archive Foundation" the 60 days following each date you prepare (or were legally required to prepare) your annual (or equivalent periodic) tax return. Please contact us beforehand to let us know your plans and to work out the details.

WHAT IF YOU *WANT* TO SEND MONEY EVEN IF YOU DON'T HAVE TO?

Project Gutenberg is dedicated to increasing the number of public domain and licensed works that can be freely distributed in machine readable form.

The Project gratefully accepts contributions of money, time, public domain materials, or royalty free copyright licenses.

Money should be paid to the:

"Project Gutenberg Literary Archive Foundation."

If you are interested in contributing scanning equipment or software or other items, please contact Michael Hart at:
hart@pobox.com

[Portions of this eBook's header and trailer may be reprinted only when distributed free of all fees. Copyright (C) 2001, 2002 by Michael S. Hart. Project Gutenberg is a TradeMark and may not be used in any sales of Project Gutenberg eBooks or other materials be they hardware or software or any other related product without express permission.]

*END THE SMALL PRINT! FOR PUBLIC DOMAIN EBOOKS*Ver.02/11/02*END*

press permission.]

*END THE SMALL PRINT! FOR PUBLIC DOMAIN EBOOKS*Ver.02/11/02*END*

d you!) can copy and
distribute it in the United States without permission and
without paying copyright royalties. Special rules, set forth
below, apply if you wish to copy and distribute this eBook
under the "PROJECT GUTENBERG" trademark.

Please do not use the "PROJECT GUTENBERG" trademark to market
any commercial products without permission.

To create these eBooks, the Project expends considerable
efforts to identify, transcribe and proofread public domain
works. Despite these efforts, the Project's eBooks and any
medium they may be on may contain "Defects". Among other
things, Defects may take the form of incomplete, inaccurate or
corrupt data, transcription errors, a copyright or other
intellectual property infringement, a defective or damaged
disk or other eBook medium, a computer virus, or computer
codes that damage or cannot be read by your equipment.

LIMITED WARRANTY; DISCLAIMER OF DAMAGES

But for the "Right of Replacement or Refund" described below,
[1] Michael Hart and the Foundation (and any other party you may
receive this eBook from as a PROJECT GUTENBERG-tm eBook) disclaims
all liability to you for damages, costs and expenses, including
legal fees, and [2] YOU HAVE NO REMEDIES FOR NEGLIGENCE OR
UNDER STRICT LIABILITY, OR FOR BREACH OF WARRANTY OR CONTRACT,

INCLUDING BUT NOT LIMITED TO INDIRECT, CONSEQUENTIAL, PUNITIVE
OR INCIDENTAL DAMAGES, EVEN IF YOU GIVE NOTICE OF THE
POSSIBILITY OF SUCH DAMAGES.

If you discover a Defect in this eBook within 90 days of
receiving it, you can receive a refund of the money (if any)
you paid for it by sending an explanatory note within that
time to the person you received it from. If you received it
on a physical medium, you must return it with your note, and
such person may choose to alternatively give you a replacement
copy. If you received it electronically, such person may
choose to alternatively give you a second opportunity to
receive it electronically.

THIS EBOOK IS OTHERWISE PROVIDED TO YOU "AS-IS". NO OTHER
WARRANTIES OF ANY KIND, EXPRE